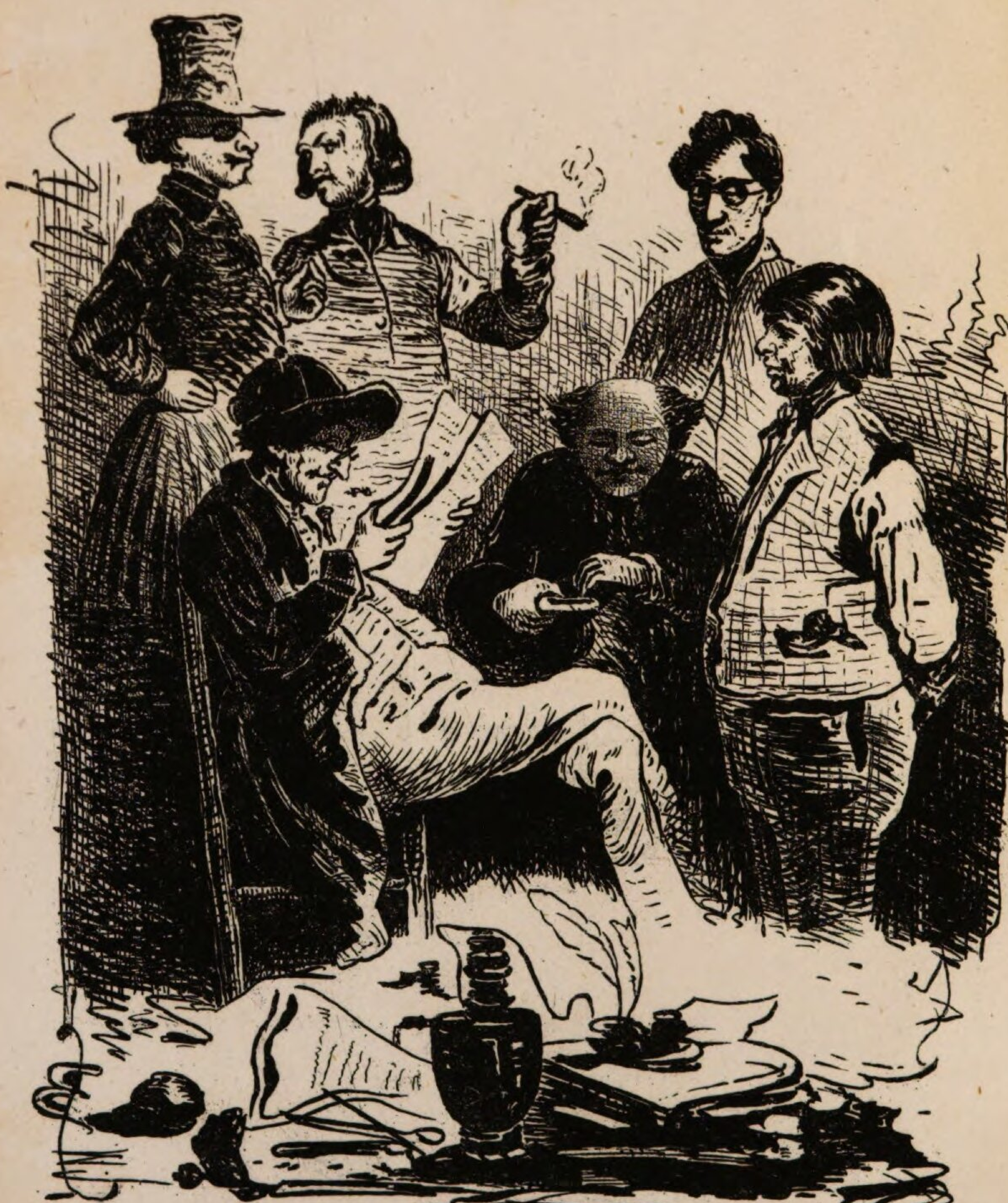
Der Kaufmannsdiener

von

P. F. Van Kerckhoven.



Cassel
J. C. J. Raabé & Cie
1849.

Der

Kaufmannsdiener.

Ein

Antwerpener Sittengemälde

von

P. F. van Kerckhoven.

Aus dem Flämischen übertragen

von

G. Berlit,

Hauptlehrer an der Realschule zu Hersfeld.

Mit Zeichnungen nach Eugen de Block.

Kassel.

J. C. J. Raabé u. Cie.

1850.



Der

Kaufmannsdiener.

Ein

Antwerpener Sittengemälde

von

P. F. van Kerckhoven.

Aus dem Flämischen übertragen

von

S. Berlit,
Hauptlehrer an der Realschule zu Hersfeld.

Mit Zeichnungen nach Eugen de Block.

Kassel.
J. C. J. Raabé u. Cie.
1850.

Der Kaufmannsdiener.

Capitel I.

Etwas über seine Naturgeschichte im Allgemeinen.

Wir tragen kein Bedenken, lieber Leser! dieses Capitel mit einer mehr oder weniger abgenutzten naturgeschichtlichen Ansicht zu beginnen. Wer sich dadurch veranlaßt fühlt, über unser Werk ein ungünstiges Urtheil zu fällen, den halten wir für einen leichtfertigen Menschen und es liegt uns wenig an seinen Gefühlen. Er mag ruhig das Buch zuschlagen und sich mit etwas Anderem unterhalten. Wir schreiben für Leser, die Geduld und Wolwollen besitzen. Ans Werk denn!

Der Comptoirist ist eins von den Thieren, die man in allen Theilen des schönen Europa und auch in andern Welttheilen die Hülle und Fülle antrifft. Er zerfällt in mannigfache Gattungen und Arten. Unser Geist würde sich umsonst bestreben, allen seinen Varietäten nachzuspüren; denn er nimmt alle Formen an, und der Proteus des Alterthums ist im Vergleich mit ihm nur ein Lehrjunge. Wir wollen jedoch davon ab-

stehen, diese Varietäten hier anzudeuten, da wir die Ueberzeugung haben, daß es ein Verzeichnis geben würde, wovon kein Ende zu finden wäre, mit einem Worte: daß es ein wahres Babel geben würde. Wir werden uns darum nur mit einer einzelnen Species beschäftigen, und dann und wann im Verlauf unserer Geschichte einige Vergleichungen, wenn sie sich von selber darbieten, zu machen suchen.

Bevor wir indessen zu unserer speciellen Schilderung übergehen, wollen wir einige allgemeine Eigenschaften des Comptoir-Schreibers im Umriß zeichnen.

Nach den größten und erfahrensten Naturforschern besteht, wie man weiß, eine Kette, welche das Mineralreich mit dem Pflanzenreich und dieses letztere mit dem Thierreich verbindet oder — um deutlicher zu reden — man stelle sich eine Leiter vor, an deren erster Sprosse sich das Mineralreich und an deren oberster sich das Thierreich befindet; das Pflanzenreich steht natürlicher Weise in der Mitte. Nun fällt es nicht schwer, zu begreifen, daß das Mineralreich für sich selbst auch eine Leiter ausmacht, wo man, von der untersten Sprosse aufwärts steigend, immer mehr Eigenschaften entdeckt. Und so verhält es sich auch mit dem Pflanzenreich, über das man zu der dritten Leiter, nämlich zu der des Thierreiches gelangt. Diese drei Leitern, obschon verschieden, berühren einander so nahe und sind so eng an einander gefügt, daß sie bloß eine einzige Leiter auszumachen scheinen. Alles dessen ungeachtet hat es bereits eine Menge dickleibiger Naturforscher gegeben, die beim Ersteigen besagter Leitern bemüht gewesen sind, sie aus einander zu reißen; doch das ist, Gott Lob! noch Niemanden gelungen, und hoffen wir, daß diese mörderischen Absichten auch Niemanden je gelingen werden; denn diese Leitern sind sehr natürlich, sehr einfach und sehr verständlich.

So gut wie es nun im Mineral- und Pflanzenreich ein Aufsteigen zu vollkommneren Eigenschaften gibt, so gut muß auch im Thierreich ein solches stattfinden. Und so ist es auch. Die Naturforscher haben dieß Alles weislich überlegt, und dafür gesorgt, daß das Thier, welches man „Mensch" nennt, sich nicht zu beklagen haben sollte. Sie haben uns, wie man weiß, eine Sprosse höher, als den Affen (Orang-Utang) gesetzt. Das ist sehr gütig gehandelt, besonders gegen die Mehrzahl der Belgier, die man getrost auf die Affensprosse selbst hätte stellen können.

Suchen wir nun einmal im Reich der Thiere das Geschöpf, welches „Mensch" heißt. Wir nehmen an, daß der Mensch nur eine Abart vom Frosch oder Esel oder Elefanten ist, und daß er einzig und allein einige Eigenschaften mehr und einige andere weniger besitzt, die den Unterschied zwischen ihm und seinen Mitthieren bilden. — Aber dann darf doch auch die Stufenleiter beim Thiere „Mensch" nicht aufhören? — Nein, sagen die gelehrten Naturforscher, wir theilen auch das Geschlecht der Menschen ein. Wir unterscheiden nämlich Schwarze, Weiße u. s. w. — Sehr wol, meine Herrn! aber weiter gehn Sie nicht, nicht wahr? Und warum gehn Sie nicht weiter? Sitzen alle Schwarzen auf der einen und alle Weißen u. s. w. auf einer andern Stufe, oder gibt es noch ein Aufsteigen? Besteht im Menschen keine Anlage zu größerer oder geringerer Vollkommenheit? Ja, nicht wahr? Denn auch die Eigenschaften des Geistes bringen Sie in Rechnung! Auf diese Weise muß die Leiter noch höher hinauf gehn, und wer soll nun die Ehre haben, auf der höchsten Sprosse zu sitzen? Ha! soll es ein Naturforscher sein, oder ein Holzschuhmacher? Soll es ein Rechtsgelehrter oder ein Kuhhirt sein? Ein Arzt oder ein Quacksalber? Ein Feldherr oder ein Kellner? Und wer, sagen Sie wer soll die höchste Stufe einnehmen, wer soll über allen Anderen

stehn? Und wo befindet sich der Comptoirist? — Sieh da, lieber Leser! einige Fragen, worüber die Naturforscher noch lange werden nachzudenken haben, ehe sie dieselben durch einen gesunden Ausspruch werden beantworten können, und darum wollen auch wir keine langen Betrachtungen darüber anstellen, und lieber zu unserem Gegenstande zurückkehren.

Sicher ist es, daß der Comptoir-Schreiber keine hohe Stufe auf der Leiter des Thierreiches einnimmt, wiewol es wahr ist, daß er nicht gerade unmittelbar auf den Orang-Utang folgt; doch dieß thut nichts zur Sache. Der Comptoir-Schreiber im Allgemeinen ist an sich nicht hochmüthig, und unsere Achtung vor ihm darum auch nicht geringer.

Wir haben bereits gesagt, daß die Eigenschaften des Comptoiristen und die Gestalten, die er annimmt, unzählbar sind. So ist es. Ihre Zahl ist unermeßlich, wie die Sterne des Himmels und die Sandkörner am Meer. Darum haben wir es auch vorgezogen, uns hauptsächlich mit einer einzelnen Art zu beschäftigen, und zwar mit derjenigen, die in unserer Vaterstadt so viel Interesse erregt, und dieses ist der Comptoir-Schreiber in einem Handelshause, oder mit kürzeren Worten: der Kaufmannsdiener, oder, wie ihn das Volk vorzugsweise noch wol nennt: der Comptoirist.

Diese Species ist, was unser Vaterland angeht, (wolverstanden, in seinem reinen, unentarteten Wesen) nur in Antwerpen allein anzutreffen. Antwerpen ist das Nest, wo von Alters her diese interessante Thierart ausgebrütet wird, und lange noch, ja, hoffen wir es! lange noch wird Antwerpen diesen Edelstein fest in seiner Ehrenkrone bewahren. Die Anstrengungen der ihm feindlich gesinnten Städte werden nichts gegen dasselbe vermögen; denn die Natur hat es begünstigt. — Und wenn der Handel schlecht geht; wenn wir Entrepôts und Magazine haben, die vollgepfropft sind und bleiben; wenn wir Alles selbst verbrauchen, und wenig oder

nichts außer Landes verführen können, und die Fahrzeuge voll empfangen und leer wegsenden müssen: — so ist das nicht die Schuld der Natur; das haben wir nur der eingebildeten Weisheit einiger beschränkten Geister und der Eifersucht eines Theils unserer Belgischen Brüder, die bloß so weit sehn, als ihre Nase lang ist, zu verdanken. — Doch halten wir uns nicht mit politischen Bemerkungen auf, sondern beeilen wir uns, unsern Gegenstand in Angriff zu nehmen.

Capitel II.

Was wir unter dem reinen, echten, unentarteten Kaufmannsdiener verstehen.

Der reine, echte, unentartete Antwerpener Kaufmannsdiener ist derjenige, welcher zu Antwerpen von geringen Eltern geboren und erzogen ist und seine Bildung daselbst erhalten hat.

Als zu dieser Classe nicht gehörig betrachten wir:

1) Alle die, welche von dem einen oder andern Dorf in die Stadt kommen, um sich dem Handelsfach zu widmen. Dieß sind gewöhnlich solche Pachterssöhne, die, weil sie durch ihre Schulstudien dünkelhaft und durch das Latein, das sie zu lernen versucht haben, zu bequem oder zu kraftlos geworden sind, um des Vaters Pflug anzufassen, sich in der Stadt niederzulassen beschließen, um daselbst mit der Zeit im Handel ihr Fortkommen finden zu können. Das sind nimmer echte Comptoiristen. Sie vermiethen sich gemeiniglich bei einem kleinen Kaufmann, unter der Bedingung, das Comptoir zu versehen und zu gleicher Zeit das Magazin zu

besorgen und den kleinen Arbeiten auf die Füße zu helfen. Diese jungen Leute verstehen, wie man sieht, das Edele, das Vortreffliche ihres Berufes nicht. Es sind hybridische Thiere, es sind Maulesel, keine Pferde von reiner, echter Rasse.

2) Als zu unserer Classe gehörig betrachten wir auch nicht die Ausländer, seien es Deutsche, Engländer oder Franzosen, die sich in unserm Vaterlande ansässig machen, um das Handwerk zu verderben, wie der echte Antwerpener Comptoirist sagt; denn Viele von ihnen vermiethen sich gewöhnlich für einen niedrigen Lohn und Einige arbeiten auch wol umsonst, bloß um mit dem Handelsfache bekannt zu werden. In der Regel verlassen diese Leute nach einigen Jahren unser Vaterland, oder gründen auch wol, wenn sie bemittelt sind, selber ein Geschäft. Im ersteren Fall sind es, wie man sieht, nur fremde Vögel, die ihren Sommeraufenthalt hier nehmen wollen, und unsere Gegenden verlassen, sobald der Winter des Lebens anbricht. Im anderen Fall werden sie die Principale der Comptoiristen, und diese Principale, wir können es bereits sagen, werden von dem reinen Antwerpener Kaufmannsdiener selten mit günstigen Augen angesehen.

3) In dieselbe Abtheilung, wie die vorigen, können wir auch alle die Söhne oder Neffen von Handelsherrn setzen, die sich einbilden, daß sie nur einige Probejahre zu machen brauchten, und die folglich auf den Comptoiristen-Beruf nicht angewiesen sind, noch minder Liebe dazu fühlen.

Wir wiederholen also, daß wir unter einem reinen, echten, unentarteten Kaufmannsdiener denjenigen verstehen, der zu Antwerpen von geringen Eltern geboren und erzogen ist und dort seine Bildung erhalten hat. Ein solcher ist es daher auch nur, von dem wir uns bestreben werden, einen möglichst getreuen Lebensabriß zu entwerfen.



Capitel III.

Erste Jugendjahre des reinen, echten Antwerpener Kaufmannsdieners.

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!... Mutter!...“

Dieß Geschrei läßt sich plötzlich auf der Treppe einer ärmlichen Wohnung vernehmen. In demselben Augenblick hört man Jemanden mit Geräusch herauf kommen. Die Mutter, welche damit beschäftigt ist, das Mittagsessen zu bereiten, setzt auf einmal ihre Arme in die Seite und sieht neugierig nach der Stubenthüre, die nach der Treppe zu geht. Der Vater, der am Fenster auf seinem Schneidertische arbeitet, läßt sein Kleid fallen, nimmt die Brille von der Nase, und sieht starr nach derselben Richtung, wie seine Frau.

Nun fliegt auf einmal die Stubenthüre auf und ein junger Bursche von ungefähr zehn bis eilf Jahren tritt herein. Er hat ein großes zusammengerolltes Papier in der Hand, welches er in die Höhe hält, und ruft noch einmal: „Hurrah! Hurrah!...“

„Nun, Peter! bist du nicht recht gescheidt, sagt die Mutter, was bedeutet denn dieser Skandal?“

„Hurrah! Hurrah!“ antwortet der kleine Bursche.

Drauf spricht der Vater mit ernstem Ton: „Peter, Junge, was gibt's?“

„Ich bin der Zweite im Schreiben, Vater! Hurrah! Hier ist meine Probeschrift..... Der Lehrer hat sie mich mit nach Haus nehmen lassen, um sie Euch zu zeigen; aber ich muß sie den Nachmittag wiederbringen.“

Der Vater fühlt sein Herz klopfen, als er den Triumph seines Sohnes hört. Die Mutter ist wie verzückt, und während sie ihren Topf noch einmal umrührt, gibt sie durch Geberden und Worte zu erkennen, welch inniges Vergnügen ihr Mutterherz empfindet.

Inzwischen setzt der Schneider seine Brille wieder auf, zieht seine Hosen mittelst eines einzigen Riemens in die Höhe und springt von seinem Tische.

„Laß sehn, Junge! laß sehn, was du kannst, sagt er mit ernstem Ton, laß mich dieß beurtheilen.“

Peter reicht ihm seine Schrift hin. Der Vater entrollt und besichtigt sie, während er sie das unterste zu oberst hält.

„Du hast es verkehrt, Vater!“ sagt der kleine Peter.

Der Schneider, der nicht lesen kann, fühlt eine kleine Schaamröthe, antwortet jedoch ohne Verlegenheit: „Schweig', Junge! ich hab' es so, um desto besser den Effect davon zu sehn. Das verstehst du nicht. Man macht es mit den Gemälden gerade so, und dieß ist so viel werth, wie ein Gemälde... es ist schön!.... Lies nun einmal, was drauf steht.“

Peter gehorcht und liest mit schwacher stammelnder Stimme:

„Derjenige, welcher die Pflege des Leibes vernachlässigt, wird auch bald die Schwäche des Geistes fühlen.“

„Schön! schön! ruft der Schneider. Frau, du hast es gehört, sorg' für die Küche.“

Und sich zu Peter wendend: „Nun, Junge, du hast Ehre davon; trag's nun wieder zu deinem Lehrer hin und sag', daß ich mit dir und ihm äußerst zufrieden bin.“

„Vater, ich darf es bis diesen Nachmittag zu Haus behalten.“

„Trag's lieber gleich hin, Peter, es möchte sonst beim Essen oder sonstwie etwas dran kommen.“

Peter rollt seine Schrift wieder zusammen und fliegt wieder die Treppe hinab. Der Schneider sieht ihm scharf nach, bis er versichert ist, daß sein Sohn sich auf der Straße befindet, dann sagt er:

„Frau, ich will nicht, daß der Junge jemals eine

Sklaven-Arbeit verrichten soll, dazu ist er zu gelehrt. Ich will zum Mindesten einen Comptoiristen aus ihm machen."

"Aber, lieber Freund! sagt die Frau, hast du wol bedacht, daß wir dann noch in langer Zeit keinen einzigen Deut von seinem Verdienst sehen werden?"

"Ich will dafür arbeiten, Frau! ich will dafür arbeiten. Und doch, das verstehst du nicht! Oder solltest du etwa wollen, daß ich einen Schneider, einen Sklaven aus ihm machte, wie ich einer bin?"

"Nicht doch, lieber Mann! es gibt noch andere Handwerke, womit man sein Brot prächtig verdienen kann."

"Was! Handwerke! Handwerke! Ich sage dir, wer solche Gaben besitzt, wie unser Peter, der ist für kein Handwerk geboren. Noch keine eilf Jahre alt und schon der Zweite im Schreiben! das ist noch nie erhört worden!"

Die Frau schweigt, denn sie weiß, daß sich gegen die Entwürfe ihres Mannes nicht ankämpfen läßt; und doch schmeichelt es auch ihr heimlich, daß ihr Sohn, noch so jung, schon so viele Talente an den Tag legt.

Der Antrag ist auf diese Weise von beiden Seiten angenommen, und der Vater sieht schon im Geiste die Zeit, wo sein Sohn auf einem großen Comptoir drei bis vier tausend Franken verdient und ihm, dem Vater, wenn er alt sein wird, das fernere Arbeiten erspart und ihm obendrein Geld in die Tasche gibt, um auf seinem täglichen Spaziergängelchen sein Gläschen Löwener oder Gerstenbier und vielleicht auch Faro oder Diesterer trinken zu können.

Capitel IV.

Woraus der Leser erfährt, aus welcher Quelle der Kaufmannsdiener gemeiniglich seinen Ursprung nimmt.

Der Leser würde gewaltig fehlschießen, wenn er in dem Glauben stünde, daß alle Comptoir-Schreiber der löblichen und ehrenwerthen Schneiderzunft ihren Ursprung zu verdanken hätten. Nein, dem ist nicht also. Obgleich das besagte Handwerk sehr fruchtbar an Comptoiristen ist, begegnen wir doch auch einer Menge derselben, die in andere Handwerke zu Hause gehören. Der Schmied, der von des Morgens bis des Abends in seiner Schmiede steht und das Eisen verarbeitet, ist nicht selten in dem Fall, daß er das Vergnügen hat, des Mittags seinen Sohn, so weiß, wie Milch, und mit Händen so fein, wie die einer Spitzenklöpplerin, nach Haus kehren zu sehn, um das Mittagsmahl mit ihm einzunehmen. Auch der Maurer ist oftmals gezwungen, aufzumerken und sich umzuwenden, wenn sein Sohn nach Hause kommt, damit sie nicht mit den Kleidern aneinander streifen und der Commis nicht als ein Aushängeschild für das Gewerbe seines Vaters diene.

Auch der Abläder-Meister und selbst ein handfester Arbeiter in einer Abläderei will bisweilen einen Commis aus seinem Sohn machen, denn der Hochmuth, lieber Leser! ist in allen Classen zu treffen. Doch hier sind große Gefahren, hier liegt bisweilen ein Stein des Anstoßes, über den der Sohn fällt und wovon manchmal das Glück einer ganzen Familie abhängt. Stelle dir einmal einen Sohn vor, der Commis ist und dem es obliegt, das Ein- und Auswägen, die Empfangnahme und Ablieferung der Güter zu besorgen. Sein Vater ist Abläder-Meister oder gar noch Abläder-Geselle und steht folglich unter dem Befehl seines Sohnes. Wenn

der Sohn einen mehr als gewöhnlichen Commis-Verstand besitzt, so geht es ziemlich gut, das heißt, mehr oder weniger erträglich; wenn er nicht hochmüthig ist und sich des niedrigen Standes seines Vaters nicht schämt, dann kann man bisweilen wol noch in Freundschaft mit einander auskommen und die bösen Zungen mehr oder weniger im Zaume halten. Wenn aber das Gegentheil eintritt: wenn sich der Sohn seines Vaters schämt; wenn er es nicht über sich gewinnen kann, ihn anzureden, um nicht den Vaternamen aussprechen zu müssen; o dann, dann denke dir einmal, was in Beider Seelen vorgehn muß! Was muß dann der Vater in seinem Herzen denken, er, der um seines Sohnes willen so lange kümmerlich gelebt, und immer seinen Stolz darein gesetzt hat, diesem Sohne schöne Kleider kaufen und ihn in den Stand setzen zu können, sich die herrliche Stellung, die er einnimmt, zu erringen. Was muß dann nicht auch die Mutter in ihrer Seele empfinden, wenn ihr Mann sich über ihr Kind beklagt und spricht: „'s ist mir ein schöner Zeisig, unser Sohn; — wir haben da was Rechtes aus ihm gemacht; er kann sich nicht einmal mehr entschließen, im Beisein von anderen Leuten meinen Namen auszusprechen."

„Es wäre besser gewesen, wir hätten ihn eine Profession lernen lassen", sagt die Mutter.

„Das will ich nicht sagen, Frau; aber ich kann es nicht ertragen, daß er so stolz, so hoffärtig ist; ich meine, ein Sohn sollte sich seiner Eltern nimmer schämen. Sieh, Frau! ich kann dir nicht sagen, was für Gram mir das macht! ich möchte mich darüber ins Wasser stürzen!" Die Mutter kann und wagt nichts mehr zu sagen.

Lieber Leser, wir wagen hier keine einzige Stichelei niederzuschreiben, können aber das Betragen solcher Comptoir-Schreiber nicht genug tadeln. Wir rathen lieber dem ganzen Commis-Stande, aufrichtige Buße darüber zu thun. Mögen

sie nur immerhin Asche auf ihr Haupt streuen, ihre Kleider zerreißen, an ihre Brust schlagen und ausrufen: peccavimus! wir haben gesündigt! gröblich gesündigt! durch albernen Hochmuth gesündigt! . . . Doch alles Übele hat auch sein Gutes, und es ist uns bisweilen ein großer Trost gewesen (und wir zweifeln nicht, daß es unsern Lesern auch so gehen wird), zu sehen, daß der Hochmuth zum Guten gewendet ward, und daß der Jüngling wie ein Sklave arbeitete, um seinem Vater den Betrieb seines Handwerks unnöthig zu machen und ihn den Rest seiner Tage in Ruhe zubringen zu lassen.

Dieser Gedanke hat uns wolgethan, und falls wir nicht auf denselben gerathen wären, so wäre Hundert gegen Eins zu wetten gewesen, wir hätten das „Wehe" der heiligen Schrift über alle Comptoir-Schreiber ausgesprochen, und sicherlich diesen unsern Lebensabriß nicht fortgesetzt, woran ohne Zweifel unsere Nachkommenschaft viel verloren hätte.

Fahren wir nun wieder fort und sehen, auf welche Weise der Jüngling, der vom Himmel zum Stande des Kaufmannsdieners berufen zu sein glaubt, es anfängt, um zu seinem Ziele zu gelangen. — Ab uno disce omnes, sagt das Sprüchwort; was wir für die, welche das unaussprechliche Glück nicht haben, Lateinisch zu verstehn, mit dem Spruch übersetzen wollen: sobald man den Schwanz einer Katze sieht, kennt man das ganze Thier. Das will heißen, daß wir uns ausschließlich mit dem kleinen Peter beschäftigen werden, den sein Vater für das Comptoir bestimmt hat. Wir werden uns jedoch hieran nicht dergestalt binden, daß wir nicht bisweilen die Gelegenheit benutzen sollten, rechts und links einen kleinen Seitensprung zu machen und einige Persönlichkeiten zweiten Ranges auf die Bühne zu bringen.

Capitel V.

Worin beschlossen wird, daß es Zeit sei, Peter auf ein Comptoir zu bringen, und welche Vorkehrungen zu dem Ende von seinen Eltern getroffen werden.

Peter hatte sein sechzehntes Jahr erreicht. Es ist unnöthig, zu sagen, daß er beständig an Bildung zugenommen und sich eine ungewöhnlich schöne Handschrift angeeignet hatte. Der Schneider dachte denn auch ernstlich daran, für das Glück seines Sohnes zu sorgen. Eines Sonntags, da er gegen Mittag sein gewöhnliches Genever-Schlückchen „gepackt" hatte, kam er mit ungemeiner Heiterkeit auf dem Gesichte nach Hause, und rief Peter zu: „Junge, es ist gefunden! fang einmal schnell an, einen schönen Brief zu schreiben, und morgen gehst du zum Herrn L.... Es ist da ein Gehülfe nöthig, und . . . . Junge, Junge, dein Glück liegt in deiner Hand!"

Peter blickte fröhlich seinen Vater an und eine hohe Röthe überzog seine frischen Wangen. Er zitterte bereits bei dem Gedanken an die schreckliche Stunde, wo er des andern Tages vor dem Kaufmann würde erscheinen müssen. Er besiegte indeß, so gut als möglich, diese Blödigkeit, und brachte den ganzen Nachmittag damit zu, einen schönen Brief aufzusetzen (der Vater übernahm es, ihm die Gedanken anzugeben) und denselben dann gut ins Reine zu schreiben. Der Brief war, wie man leicht denken kann, äußerst schön. Er, der junge Peter, nahm sich darin die Freiheit und Kühnheit, dem Herrn L. seine Dienste als Comptoirist anzubieten. Er hoffte von dessen Güte, die allgemein bekannt wäre (und wovon weder Peter, noch der Schneider jemals ein Wort gehört hatten), daß er, der Kaufmann, mit Wolwollen und Gewogenheit auf ihn, Peter, herabblicken, ihm seine Kühnheit vergeben und seine unterthänige Bitte gewähren würde.

Peters Vater hatte diese gefürchtete und erwünschte Stunde schon längst herankommen sehen und demgemäß seine Vorkehrungen getroffen. Er war hierin so umsichtig zu Werke gegangen, wie nur je ein Philosoph. Die Vorkehrungen bestanden nämlich darin, daß er sich bemüht und seine Frau mehrmals angetrieben hatte, stets für den Fall, daß sich eine günstige Gelegenheit darbieten sollte, das Bißchen Wäsche ihres Sohnes in gutem Stand zu haben. Er hatte ferner aus altem Mantelfutter von Merino, Peter eine modische Weste gemacht, und dieselbe lag schon einige Wochen in der Kiste und harrte, bis daß der erwünschte Augenblick erscheinen würde. Aus einem alten Mantel, den der Schneider seit einiger Zeit nicht mehr trug, hatte er einen knappen Rock oder Frack für seinen Sohn verfertigt, und obgleich kein Glanz mehr darauf zu bemerken war, weil die rechte Seite bereits abgetragen war, hatte doch der Schneider durch gewaltiges Pressen eine Art von Glanz darauf hervorgebracht, der meist in den Nähten und um die Knopflöcher herum sichtbar ward. Ungeachtet dieser Kleinigkeiten, die aber doch nur für ein scharfsichtiges und sachverständiges Auge entdeckbar waren, kam Peter wie ein echtes Herrchen zum Vorschein. Ferner gaben die dunkelgeblümte Weste und der steife weiße Hemdkragen dem Jüngling ein gutes, treffliches Bürgeraussehen.

Auch fühlte der Vater, als Peter das Zimmer verließ, um den wichtigen Besuch abzustatten, sein Herz sich erweitern und sah mit Stolz seinen Sohn dahinschreiten. Die Mutter war ebenfalls durch diesen Anblick geschmeichelt und hütete sich sorgfältig, die Kleider ihres Sohnes anzurühren, um sie nicht zu beschmutzen.

Das Einzige — und hierin sehen wir wieder einen Beweis von der Unvollkommenheit des Menschen — das Einzige, sage ich, was an Peters Anzug fehlte, war eine

ordentliche Kopfbedeckung. Sein Seidenhut, worin er zum ersten Mal zur Communion gegangen war, hatte zum Mindesten drei Moden überlebt. Die Form desselben war die eines Zuckerlaibes und die Krempen waren so schmal, daß bei Winterwetter der Schnee kaum darauf liegen bleiben konnte. Der Hut hatte ferner einen röthlichen Widerschein bekommen und der Rand war von einer Farbe geworden, der wir schwerlich einen Namen würden geben können, und die sicher nie auf dem Farbenbrett eines Malers gelegen hat.

Der Rock, hat man immer gesagt, macht den Mann. Das Sprüchwort kann einmal wahr gewesen sein; allein die Zeiten haben sich geändert und wir glauben, daß es gegenwärtig richtiger wäre, zu sagen: der Hut macht den Mann. Da wir mit keinen fremden Federn zu prahlen suchen, finden wir uns genöthigt, hier zu bekennen, daß wir der Erste nicht sind, dem ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen ist. Es gibt nämlich, wie man uns gesagt hat, einen Schriftsteller, der die Geschichte der Völker und die Entwickelung des menschlichen Geistes im Umriß geschrieben, indem er dabei einzig und allein die Moden der Hüte verfolgt hat. Wir sind indessen nicht bescheiden genug, um zu verschweigen, daß, im Fall diese Entdeckung noch nicht gemacht wäre, wir sicherlich uns diesen Anspruch auf die Unsterblichkeit würden erworben haben; denn schon lange schwebt uns dieser Gedanke im Kopf herum. Unglücklicher Weise ist man hinter Alles gekommen.

Der Leser wisse auf alle Fälle, daß Peters Hut keinen schlimmen Einfluß auf sein Vorhaben ausüben kann; denn der Jüngling, dem die Regeln einer guten Lebensart nicht fremd waren, hatte denselben schon abgenommen, ehe er in das Gemach des Kaufmanns eintrat. Der Kaufmann legte auch wenig Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Briefes, welchen Peter ihm übergab. Die Handschrift gefiel ihm, und

nach einigem Wortwechsel mit dem Jüngling, wurde dieser als Gehülfe angenommen. Die ersten zwei Jahre konnte Peter auf kein Salair rechnen, doch erklärte ihm der Kaufmann, wenn er seine Pflicht rühmlich erfüllte, so würde er ihm ein hübsches Stück Geld zum Neujahrsgeschenke machen.

Dieser Tag war ein fröhlicher für die Familie des Schneiders.

Capitel VI.

Peters Eintritt in den herrlichen Kaufmannsdiener-Stand.

Unser Peter befand sich in der größten Verlegenheit, als er zum ersten Mal den Fuß ins Comptoir setzte. Er stand verblüfft da und wußte nicht, wie er zwischen den jungen Herrn, die sich so heimisch daselbst fühlten, seinen Platz finden sollte.

Der Kaufmannsdiener ist zuweilen wol einmal bei guter Laune und es begegnet ihm sehr oft — mitunter wol zweimal in einem Jahr — daß er einen Witz zu Tage fördert. Unglücklicherweise mußte man am Tage von Peters Eintritt einmal gut aufgelegt sein. Nachdem der Jüngling bereits eine halbe Viertelstunde, seinen Hut in der Hand, gewartet hatte, in der Hoffnung, daß ihn der Eine oder Andere anreden würde, fiengen die Commis an, einander zuzulächeln und einige Worte in den Bart zu murmeln. Peter verstand zwar nicht, was man sagte, aber es war leicht, zu sehn, daß man ihn ein wenig zum Narren hatte. Der zuckerlaibförmige Hut war der Gegenstand kleiner Spöttereien, die man einander zuflüsterte. Endlich ergriff Einer, der Hahn auf der Miste,

das Wort, steckte seine Feder hinter das Ohr, und sprach zu Peter:

„Bringt der Herr vielleicht den Zuckerlaib, den wir erwarten?“

„Wie so, mein Herr?“ fragte Peter mit der größten Unschuld.

„Nun, antwortete der Commis mit noch verwunderterem Ton und die Augen halb zudrückend, haben Sie da nicht einen in der Hand?“

Peter besah seine Hand und fand weiter nichts, als seinen Kopfzierat darin.

„Es ist mein Hut, mein Herr!“ antwortete er.

„Hah! es ist Ihr Hut! — Bah! ich sah ihn für einen Zuckerlaib an.“

Bei dieser armseligen Spötterei (die den Commis sehr geistreich schien) brachen alle Anwesenden in ein schallendes Gelächter aus, und Peter, lieber Leser! stimmte mit ein. Dieß sein Lachen war Peters Glück, Peters Rettung. Es war ein großer politischer Kniff, so groß, wie nur je in seinem ganzen Leben der Fürst Talleyrand einen ersonnen hat. Hätte er, Peter, beim Anhören dieser Sticheleien ein mürrisches Gesicht gezeigt, so würde er sicherlich lange dafür haben büßen müssen und viele Unannehmlichkeiten von seinen Genossen erfahren haben. Jetzt gewann er dagegen auf einmal ihr Vertrauen; es ist ein guter Junge; dachten Alle, und man ließ Peter ins Comptoir treten und frug ihn, ob er der neue Gehülfe sei, den man erwartete und von dem der Herr Principal gesprochen. Auf des Jünglings bejahende Antwort drückte ihm der, welcher zuerst gesprochen, die Hand und führte ihn vor ein großes Pult. Er ließ ihn den hohen Stuhl besteigen und gab ihm sofort einige Briefe abzuschreiben.

Hier oder nirgends ist die Gelegenheit, gegen den verderblichen Einfluß der Mechanik zu Felde zu ziehen.

Bis vor etlichen Jahren war ein Comptoir-Schreiber beinahe ausschließlich dazu da, die Briefe zu copiren, und dieß war ein schönes Mittel für den Anfänger, daran zu lernen und einst so weit zu kommen, um die Stelle eines Correspondenten zu bekleiden, bekanntlich eine einträgliche Stelle. Jetzt ist ein Werkzeug erfunden, womit man in weniger als einer halben Stunde wol hundert Briefe abdrucken kann — schon wieder ein Schreiber, schon wieder ein Mensch überflüssig gemacht — und, was das Unglücklichste von Allem ist, das stumme Werkzeug begeht nie Fehler im Abdrucken, wie dieß nicht selten dem Abschreiber begegnen kann. — Das ist zum Verzweifeln. — Stumme Mechanik. —

Glücklicherweise waren damals, zu der Zeit, als Peter die Comptoir-Geschäfte kennen lernte, diese teuflischen Werkzeuge noch nicht erfunden, und die erste leichte Beschäftigung, die er verrichten konnte, hatte ihn sogleich in den Stand gesetzt, seine Genossen in der Nähe kennen zu lernen und den Gang des ganzen Comptoirs mehr oder weniger zu durchschauen.

Die ersten Monate von Peters Lehrzeit brachten nicht selten Unannehmlichkeiten mit sich, und das kommt bei allen Comptoir-Schreibern vor. Alles erschien ihm neu; man ließ ihn kleine Berechnungen machen, worauf der junge Mensch lange Stunden verwenden mußte, um Alles in der Weise fertig zu bringen, wie man es ihm in der Schule gelehrt hatte. Das heißt immer den längsten Weg wählen. Dieß machte seine Cameraden oft ärgerlich; und nicht selten rechneten sie, um es ihm beizubringen und vielleicht zum großen Verdruß der Schulmeister, etwas in fünf Minuten aus, das dem jungen Mann zum Wenigsten eine halbe Stunde Arbeit kostete. Noch etwas Anderes machte Petern oft traurig, daß man ihm nämlich die Aufträge mitunter nur halb vorlegte, und ihn dann tadelte und ausschalt, wenn etwas an der

Ausführung mangelte. Dieß ist ein Fehler, dessen sich viele Menschen schuldig machen. Wenn sie etwas gut verstehn, nachdem sie einige Jahre daran gelernt haben, meinen sie, ein Anderer müsse das Nämliche mit einem halben Wort und in einem Augenblick so gut wissen, wie sie. Möge das eine Lehre für Alle sein!

Ja, dieß machte den armen Jüngling manchmal traurig; doch da es ihm nicht an Muth fehlte, hielt er sich überzeugt, daß er bald mit der Arbeit so vollkommen bekannt sein werde, wie seine Cameraden.

So gieng denn in Hoffnung und Furcht, in Angst und Zufriedenheit das erste halbe Jahr zu Ende. Jetzt nahte das Neujahr und Herr L., seinem Versprechen getreu und mit seinem jungen Gehülfen ziemlich wol zufrieden, machte ihm ein hübsches Neujahrsgeschenk. Dieß Geld heilte mit einem Mal alle Wunden, und eine neue Lebensbahn that sich vor Peter auf.

Capitel VII.

Folgen des Neujahrsgeschenkes. — Einfluß des Geldes auf die Sittlichkeit des Menschen.

Peter gab als guter Sohn einen großen Theil des Geldes seinen Eltern ab. Einige Fünffrankenstücke bat er jedoch behalten zu dürfen, um dann und wann ein Schöppchen trinken zu können. Mit Vergnügen willigte der Schneider darein, und fügte hinzu, sein Sohn müsse seinem Stande gemäß leben. Ein anderer Theil des Geldes ward dazu verwendet, um einige neue Kleidungsstücke für den jungen

Menschen anzukaufen Der Hut war das Erste, was bei Seite gelegt ward. Der Schneider benutzte ihn fortan dazu, seine Nadelbüchsen darin aufzubewahren.

Eine neue Lebensbahn, wie wir bereits gesagt haben, schloß sich vor Peter auf. Er sah bereits seine künftige Erhöhung voraus; er sah sich bereits am Hauptbuch oder an der Kasse angestellt und einen der höchsten Posten im Comptoir bekleiden.

Am Morgen nach Neujahr, als der Jüngling seine Wohnung verließ, hätte Jemand, der ihn mit Aufmerksamkeit betrachtet hätte, einen ganz neuen Menschen in ihm entdecken können. Er war nicht mehr der blöde Knabe, der, die Hände in den Taschen und den Hut tief in die Stirne gedrückt, dicht an den Häusern hinschlich. Nein, jetzt gieng er mitten auf der Straße; er streckte die Brust heraus, den Kopf in die Luft. Sein neuer Seidenhut, dem er stets eine lange Zeit widmete, um jedes Härchen daran glatt zu streichen, stand nun ein wenig auf einer Seite, und seine weiße, aber ein wenig niedrige Stirne, konnte jetzt ungehemmt vom Tageslichte beschienen werden. Er war ferner mit einem Paar grauen cattunenen Handschuhen versehen, und ein Spazierstock für fünfzehn Cents oder sechs Pence prangte in seiner rechten Hand.

Peter entwarf nun auch bald einen großen Plan in seinem Gehirn.

Schon oft hatten ihn einige seiner Freunde, die denselben Beruf, wie er, gewählt hatten, aufgefordert, eine Partie Billard mit ihnen zu spielen. Der junge Mensch, wie innig es ihn auch schmerzte, hatte sich immer geweigert, ihnen zu folgen, indem er vorgab, das Spiel behage ihm nicht, und Bier zu trinken, spüre er wenig Lust. Der wahre Grund davon war, daß Peter seinen Geldbeutel immer leer fühlte und nie mehr darin fand, als was sein

Vater hineinsteckte, im Fall dem Jüngling eine unvorhergesehene Ausgabe vorkommen sollte, sei es, um für seinen Lehrherrn den Arbeitsleuten ein Trinkgeld zu geben, oder etwas Anderes der Art. Der Geldvorrath blieb immer der nämliche, und Peter hütete sich wol, etwas für sein Vergnügen davon zu entlehnen. Und hierin zeigte er, daß er ein braver Junge war. Jetzt hatten sich jedoch die Umstände geändert. Peter war ein Mann geworden, er besaß Geld; auf lange war er im Stande, dann und wann einige Cents auszugeben, und jetzt kam ihm der Gedanke an das Billardspiel fortwährend in den Sinn. Er durfte indessen nicht wagen, zuerst mit seinen Cameraden davon zu sprechen; und Alles, was er zu thun sich unterfieng, war, daß er bisweilen sein Spazierstöckchen einmal zwischen die Finger legte und sich das Ansehn gab, als wenn er Billard spielte. Diese Art von Kriegserklärung blieb von Peters Cameraden lange unbemerkt. Der Zufall wollte unsern Jüngling durchaus nicht begünstigen. Dieß brachte ihn zur Verzweiflung und er war beinahe so weit gekommen, daß er im Begriffe stand, zu sagen: wozu dienen die Schätze, die Reichthümer, wenn man keinen Gebrauch davon machen kann? Doch endlich kam ihm der Zufall zu Hülfe, und die Gelegenheit, wie man leicht denken kann, ward von dem Jüngling nicht verpaßt. Er that, als wenn er seinen Cameraden gefällig sein wollte, und ließ sich zureden.

Die Bühne, worauf Peter seine erste Waffenthat im Billardspiel verrichtete, war ein abgelegenes Wirthshaus, wo man sich für wenig Geld lange erlustiren konnte, besonders, wenn man in der Kunst nicht sehr bewandert war. Gute Spieler würden es sich zu einer Sünde angerechnet haben, ihre Kräfte auf dem Werkzeug zu verschwenden, worauf Peter und seine Collegen ihre Heldenthaten verübten. Das Tuch des Billards war grob, die Beutel groß und

die Queues nicht selten von Leder entblößt. Peter machte sich aus alle dem nichts. Der Jüngling war da im Gegentheil nur in seinem Esse; denn er brauchte da vor keinem großen Publicum aufzutreten und befand sich allein mit Seinesgleichen. Nur einen Gedanken gab es, der Peter bisweilen Angstschweiß austrieb, dieß war die Furcht, daß er ein Loch in das Billard-Tuch stoßen möchte — ein Unglück, das dann nicht durch Erlegung eines Zehnguldenstücks konnte gut gemacht werden. So haben alle Rosen ihre Dornen. So oft dieser Gedanke des Jünglings Seele folterte, spielte er gewöhnlich am Allerschlechtesten, und dieß ist auch der Grund, warum er nie einen guten effet de queue hat machen können. Er ward jedoch in der Carambole sehr gut bewandert und machte die Bälle mehrmals auf eine Weise, die bei den Zuschauern Bewunderung erweckte. Mit einem Wort: Peter ward versessen auf das Billard, und e r war es nun, der seine Cameraden mehrmals zum Spielen aufforderte.

Capitel VIII.

Peter gibt sich Vergnügungen wichtigerer Art hin.

Peters Bierpfennige verminderten sich zwar, giengen aber nicht aus. Der Grund davon war folgender. Peter betrug sich sehr gut auf seinem Comptoir. Er war vorsichtig, aufmerksam und hatte die größte Ehrfurcht vor seinem Herrn, den er als einen Gott betrachtete. Dieß war die Ursache, daß der Letztere von Zeit zu Zeit, wann er besonders zufrieden mit Peter war, ihm einiges Taschengeld in



die Hand drückte. Dadurch wurde der junge Mann in den Stand gesetzt, in seiner angefangenen Lebensweise fortzufahren, und dieß war eine große Beruhigung für seinen Geist. Er arbeitete dann auch mit viel mehr Eifer, und seine Fortschritte in der Kenntnis des Handels waren merklich. Er ward deshalb nach einiger Zeit mit der Entgegennahme und Ablieferung der Güter beauftragt, und er entledigte sich dieser neuen Pflicht auf rühmliche Weise.

Es ist nicht Alles Honig, was man bei den Bienen trifft. Dieß fühlte Peter nun. Sicherlich hast du, lieber Leser! mehrmals, wenn du, in deinen Mantel gehüllt, bei kaltem Herbstwetter einen kleinen Spaziergang zu Antwerpen an der Schelde machtest, hier und da einen Comptoiristen getroffen, den Bleistift in der Hand und zitternd die Waaren wiegend. Ohne Zweifel hast du dann mitunter das Mitleid in deiner Seele aufsteigen gefühlt beim Anblick der weißen, zarten Jünglinge, die dort Tage lang der Kälte trotzen und in ihrer Haut zittern müssen. Von diesem Looße war unser armer Peter auch nicht befreit. Mehr als einmal stand er vom Morgen bis zum Mittag und vom Nachmittag bis zum Einbruch der Nacht in der Kälte Schildwache, um das Ausladen eines Schiffes zu besorgen. Ja, mehr als einmal stand er da und klapperte mit den Zähnen und stampfte wie ein ungeduldiges Roß mit seinen verfrorenen Füßen den Boden; mehr als einmal stand er da, den Kragen seines Fracks in die Höhe geschlagen, den Hut über die Ohren gezogen und die Nase so roth, wie ein Engländer, der sich täglich mit Grog gütlich thut. — Doch vergaß der junge Mann das ausgestandene Ungemach, wenn er des Sonntags sich mit seinen Collegen belustigen und dann und wann die Sonntagsnacht auf einem Bällchen zubringen konnte.

Wir könnten uns hier eine Weile damit beschäftigen, die Gefühle zu schildern, welche beim Anblick der Balllust-

barkeiten Peters Seele beschlichen, und die Angst und Furcht ausmalen, die er empfand, als er zum ersten Mal im Begriffe stand, ein Mädchen zum Tanz aufzufordern. Allein dieß ist allen jungen Leuten zu sehr eigen, um davon eine ganz besondere Anwendung auf Peter oder auf den Comptoiristen im Allgemeinen zu machen. Alle haben diese Eindrücke empfunden; Alle haben in solchen Augenblicken ihren Busen klopfen gefühlt; Alle wissen, wie peinlich bisweilen diese vergnügten Augenblicke werden. Der Leser suche darum nur in seinen eigenen Erinnerungen, wenn er — wolverstanden — jemals getanzt hat, und er wird leicht begreifen, welche Empfindungen in Peters Herzen auf- und abwogen mußten.

Der Verfasser wird gewahr, daß er sich bereits zu lange und zu ausschließlich mit Peter allein beschäftigt und das allgemeine Geschlecht der Antwerpener Comptoiristen zu weit aus den Augen verloren hat.

Capitel IX.

Die Glücks- und Unglückstage des Kaufmannsdieners im Allgemeinen.

Der Kaufmannsdiener hat in seinem interessanten Berufe seine Glücks- und seine Unglückstage. Diese letzteren sind ziemlich zahlreich und es sind besonders die Versendungstage, welche gewöhnlich zweimal in der Woche wiederkehren, und dann die Zeit, wo die allgemeine Bilance muß aufgestellt werden.

Während der Versendungstage, welche jedes Mal auf den Mittwoch und den Samstag fallen, sitzt der Comptoir-Schreiber bis an die Ohren in der Arbeit. Dann muß in Empfang genommen und abgeliefert werden; dann verdoppelt sich der Briefwechsel und Alles muß eilig und wie im Fluge geschehn. Dann kommen auch, wie man sich leicht denken kann, mehrmals Misgriffe vor; es wird leicht das Eine oder Andere vergessen, und dem Kaufherrn geht dann wol auch bisweilen die Langmuth einmal zu Ende und er thut einen groben Ausfall gegen seine Herrn Gehülfen. Diese halten das Unwetter geduldig aus, und lachen einmal lustig, wenn der Kaufherr den Rücken gewendet hat.

Die Zeit, wo die allgemeine Bilance gezogen werden muß, ist auch eine *trübe* Epoche. Dieß geschieht gewöhnlich im Monat September. Dann hat man ganze Tage lang zu rechnen; dann ist man in Angst und Schrecken, wenn die Addition nicht zutrifft; dann muß man mehrmals drei bis vier Tage nach einigen Cents suchen; denn Alles muß richtig sein. Die Bilance darf nicht schwanken. O ja, das sind traurige Tage für den Handlungsgehülfen, und er kann sie getrost nach römischer Weise mit schwarzer Kreide an seine Zimmerdecke anzeichnen.

Doch sehen wir, welches die glücklichen Tage für den Comptoiristen sind. Leider ist ihrer eine kleine Zahl; selten kann er das Wort *fas* aussprechen. Wir kennen deren nur drei, und dieß ist die große und kleine Kirmeß und der Fastmontag-Abend. An diesen Tagen kommt der Gehülfe gerade um die bestimmte Stunde auf das Bureau. Nachdem er einige Augenblicke in Gedanken gestanden hat, zieht er endlich seinen Comptoirrock an und setzt sich an seinen Pult; doch, lieber Leser! glaube nicht, daß er deshalb anfienge, zu arbeiten. Nein, er nimmt sein Federmesser, beginnt dasselbe eine Weile zu wetzen, und nimmt dann eine Feder, um wie-

der anzusetzen. Wenn dieß geschehen ist, sitzt er unthätig da und es beginnt eine kleine Unterredung:

„Na! wie lange wird uns denn heute der Principal dabehalten und austrocknen lassen?"

„Gott weiß es."

„Vielleicht den ganzen Tag?" sagt ein Anderer.

„Den ganzen Tag! bravo!... Der Principal ist wol ein wenig ein Bär, aber das gienge doch zu weit..."

Einer der Gehülfen schlägt ein Register auf und will was hineinschreiben.

„He! Jan, willst du wol das Buch in Ruhe lassen!"

„Bah! es langweilt mich, so müßig da zu sitzen."

„Sage: heute hier sitzen zu müssen, Esel! das Buch weg!"

„Weg! weg!" rufen alle Anderen.

Inzwischen tritt ein Mäkler ins Comptoir. Einer der Spottvögel geht zu ihm:

„Herr van D., Sie würden uns unendlich verpflichten, wenn Sie sich so schnell wie möglich wegmachten."

„Ha! Spottvögel, ich verstehe Euch."

„Das ist brav, Herr van D.! treten Sie aber nur geschwind den Rückzug an, ehe der Principal Sie gewahr wird. Es könnte ihm der eine oder andere Gedanke ans Kaufen in den Sinn kommen."

Der Mäkler, der nicht gern in Unfrieden mit den Gehülfen lebt, zieht lachend ab.

So wird Alles, was sich diese Tage anzubieten wagt, abgewiesen und das Faullenzen dauert fort. Endlich ruft das Hähnchen der Gehülfen dem zuletzt angenommenen Schreibjungen zu, der gewöhnlich den Auslaufer machen muß:

„Hier, Kleiner! da sind zehn Cents; geh bei den Herrn herum; jeder wird dir noch so viel geben, und dann gehst

du ins Wirthshaus an der Ecke und holst uns einen echten Schiedamer Schnapps."

„Gut! gut! und wenn's der Principal einmal gewahr wird?

„Ha! du wagst Bemerkungen zu machen? meine Herrn, er macht Bemerkungen! Hurtig! und wenn dich der Principal gewahr wird, so ist es deine Schuld, verstehst du?

„Aber worin soll ich ihn denn bringen?"

„In deinem Hut, Tölpel!"

„In deinen Stiefeln!"

„Da nimm dieß stählerne Schüsselchen!"

„Ist keine leere Tintenflasche da?"

„Sind Sie von Sinnen, uns mit Ihrer französischen Tinte zu vergiften?"

„Schweig, Flaming! wir hören dich etymologisiren. Wie ist's, wann wirst du Mitglied der Gesellschaft vom „Oelzweig" werden?"

Endlich spricht das Hähnchen, das im Wirthshaus an der Ecke gut bekannt ist:

„Geh, sag', es sei für mich; laß dir eine Flasche und ein Glas geben! geschwind! Du müßtest schon wieder zurücksein."

Der Kleine gehorcht, kommt mit dem Schnapps, der, unter die Gehülfen vertheilt, bald hinunter geschüttet ist.

„Auf die Gesundheit des Principals!"

„Des Bären!"

„Der uns das Vergnügen misgönnt!"

„Der gefühllos genug ist, uns heute hier wie in einer Menagerie gefangen zu halten."

„Es lebe der Jux!"

„Es lebe die Freude!

„Puh! das Leben ist ein Rauch!"

„Gut, Jan, beginn 'mal die Messe zu singen."

„In te confidimus! herrlicher Jux!“

Auf einmal hört man die wolbekannten Tritte des Kaufherrn auf dem Gange. Nun fliegt Jeder, wie der Wind, an seinen Platz. Das Gespräch hört auf, und wie der Kaufherr hereintritt, sitzt Jeder an seinem Pult mit einer Miene, wie die eines Heiligen.

Der Kaufmann geht einmal herum, sieht mit einem Blick, womit seine Diener sich beschäftigen, und geht wieder ab. Einige Augenblicke später läßt er den ersten Gehülfen zu sich kommen.

„Ah so, sagt er, ich sehe wol, wieviel es geschlagen hat, und daß das Arbeiten heute nicht zieht. Sie können sie nach Haus gehn lassen. Sie kommen einmal nach dem Schlusse der Börse und sehen nach, ob etwa eine Eilsache vorgekommen ist.“

Unnöthig ist es, zu sagen, wie diese Nachricht aufgenommen wird. Drei Minuten später ist das Comptoir leer und geschlossen.

Capitel X.

Noch einige Einzelheiten über den Kaufmannsdiener im Allgemeinen.

Alle Comptoiristen, die sich in den nämlichen geselligen Verhältnissen befinden, wie unser Peter, sind nicht eben glücklich im väterlichen Hause. Sie, die einen Theil von einer zahlreichen Familie ausmachen und mit kleineren Geschwistern gesegnet sind, begegnen nicht selten Unannehmlichkeiten, über die der Philosoph vielleicht lachen wird, die aber nichtsdestoweniger peinlich zu ertragen sind.

Der Comptoirist, um sich auf der Höhe seines Standes zu halten, muß unvermeidlich einige Sorgfalt auf seinen Anzug verwenden; er liebt es, dann und wann mit einem kleinen weißen Halstuch, das er gemeiniglich umschlägt, zu prunken. Stege an den Hosen kann er nicht missen, ein gefälteltes Oberhemd ist ihm nothwendig und ohne Handschuhe würde sein Anzug unvollständig sein. Ein seidenes Sacktuch oder Foulard ist ihm gleichfalls unentbehrlich — auch besitzt er dieß Alles, obschon in kleiner Anzahl.

Man stelle sich nun vor, welche Betrübnis, welchen Aerger, welche Wuth den jungen Menschen ergreifen muß, wenn er sich des Morgens ankleidet und sieht, daß sein schön gefälteltes Oberhemd unversehens in die Wiege des Kleinen gerathen ist und da nach langem Suchen in einem untrockenen Zustand angetroffen wird; wenn er gewahr wird, daß seine feinen Halsbinden von seinem Brüderchen aus der Kiste geholt sind und auf dem Boden umher liegen oder ihnen zum Spielwerk dienen, oder wenn er das Unglück gehabt hat, sein seidenes Sacktuch aus der Tasche zu thun, und sich damit beschäftigt, es aufzusuchen, und seine Mutter, eine brave Hausfrau, fragt ihn: „Suchst du dein Sacktuch?" und auf die Antwort: „Ja!" zu ihm sagt: „Ich hab' es deiner kleinen Schwester eben umgethan. Sie wird sogleich hier sein. Sie ist nur in die Nachbarschaft nach Milch."

O, dann knirscht der junge Mann mit den Zähnen vor Wuth und muß, geduldig oder ungeduldig, warten, bis seine kleine Schwester zurückkommt und er sein mit Milch besudeltes Taschentuch wieder bekommen kann. Um das Unglück voll zu machen, trifft es sich dann wol noch, daß die Nachbarsfrauen das Taschentuch erkannt haben; denn der Comptoirist hat dasselbe schon manchmal beim Heraustreten aus der Wohnung mit Selbstgenügsamkeit aus der Tasche gezogen. Und dann, lieber Leser! dann werden die Titel: „Lump!

Federfuchser! Windbeutel!" und eine Anzahl anderer, dem unglücklichen jungen Mann nicht gespart — und wenn die Schwesterchen oder Brüderchen mit einem hübschen Tüchelchen bekleidet sind, unterlassen es die braven Nachbarsweiber niemals, sie zu fragen, ob diese schönen Dinge von ihrem „Herrn" Bruder seien.

Mehr als Einer hat sich um kleineres Unglücks willen, als dieses ist, das Leben genommen; und wer weiß, welche traurige Dinge daraus entstehen würden, wenn die Comptoiristen nicht mit so viel Mut begabt wären.

Capitel XI.

Ueber den Hochmut.

Der Grund, warum wir hier ein neues Capitel anfangen, ist der, daß wir ein Bruchstück anbringen wollen, welches wir vor einigen Jahren in einem alten Manuscript entdeckten. Wir wollen es hier abschreiben.

— Hochmut! rief Doctor Petrolius, mit der Faust auf den Tisch schlagend, weiter nichts, als Hochmut! sag' ich Euch.

Doctor Hermanus ließ seinen Gegner ruhig diesen Ausfall thun. Er machte das große, in Pergament gebundene Buch, das vor ihm lag, zu, schlug die Augen nieder und wartete sprachlos. Als er merkte, daß der Andere inne hielt, richtete er seine Blicke wieder auf und fragte kaltblütig:

— Ist das Alles?

— Alles? frug der Andere, mich dünkt, das sei bereits genug gesagt. Und wollt Ihr, daß ich es Euch wiederhole:



wolan, ich sag' es noch einmal: Hochmut! weiter nichts als Hochmut!....

— Hochmut, sagte Doctor Hermanus, übersetzt man ins Lateinische mit superbia, glaub' ich?

— Dixisti, Ihr habt es gesagt, antwortete Doctor Petrolius.

— Und wenn ich mich nicht irre, fuhr Doctor Hermanus fort, so ist das Wort superbia zusammengesetzt aus super, über, und ire, gehn. Also: übergehn, darüberhinausgehn, sich über die Andern erheben, sich größer, als die Andern dünken.

— Was super betrifft, sagte Petrolius, so gesteh' ich Euch das zu; ob aber das Zeitwort ire hier paßt, weiß ich nicht.

— Und was bezeichnet denn die Endung ia, wenn's beliebt? frug Doctor Hermanus.

— Ia, ia! wiederholte Doctor Petrolius, mit näselndem Ton, ia wahrlich! ich glaube, daß dieß nichts mehr, als die Endung ia ist.

— Confrater, es steht einem Gelehrten nie wol an, sagte mit ernsthaftem Ton Doctor Hermanus, keine Gründe für eine Sache angeben zu können.

— Aber, wenn man nun keine weiß?

— Dann sucht man welche. Es wäre viel besser, zu sagen, daß das ia, vom Geschrei des Esels herkomme, als zu bekennen, daß man es nicht wisse, wenn man ein Doctor-Diplom besitzt.

Bei diesen Worten sperrte Doctor Petrolius die Ohren sichtbarlich auf. Er war im Begriff, zu antworten, allein Doctor Hermanus ergriff das Wort wieder:

— Halten wir uns, sagte er, lieber an unsere Muttersprache, mit der werdet Ihr vielleicht besser zurechtkommen. Superbia nenn' ich in unserer Sprache Hochmut,

oder, wenn Ihr wollt, Hoffärtigkeit. Hochmut..... Jemand, der einen hohen Mut, eine hohe Meinung von sich selber besitzt. — Hoffärtig, was eigentlich sagen will: hochfärtig; Jemand, der hoch fliegt oder hoch zu fliegen wähnt. Ich sage: fliegen, sintemalen ich das Wort färtig in Betracht ziehe, das ich von Federich, Fittich, Flügel, ableite. Ich sage: der hoch fliegt oder zu fliegen wähnt; denn dieß ist dasselbe; was man zu können denkt, kann man; was möglich ist, ist wirklich.

— Ich habe nichts dagegen, sagte Petrolius; allein dieß Alles ist nicht genug oder, um mich besser auszudrücken, thut nichts zur Sache. Die Frage ist, ob in dem, was Ihr mir wiederholt habt, Hochmut oder Hoffärtigkeit ist, oder nicht?

— Hochmut, antwortete Doctor Hermanus mit einem Ton, der sagen wollte: ich erwarte dich, nur zu!

— Nun ist die zweite Frage: ob der Hochmut eine schöne, oder aber eine schlechte Leidenschaft ist.

— Ich nehme die propositio oder den Satz nicht an, und ich antworte damit darauf, daß ich sage, alle Leidenschaften, wie schön, wie natürlich sie auch sein mögen, können zu einem schlechten Ende führen.

Doctor Petrolius stand einige Augenblicke nachdenklich da.

— Es ist also eine natürliche Leidenschaft? frug er.

— Ihr habt es gesagt: rief Hermanus mit Feuer aus, und ein triumphirendes Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht. Ja, es ist eine natürliche Leidenschaft! Ja! eine so natürliche, daß es Niemanden in der Welt gibt, der nicht hochmüthig, nicht hoffärtig wäre!

Petrolius stierte verwundert vor sich hin. Doctor Hermanus fuhr fort:

Ja, wir Alle besitzen Hochmut, und das Gegentheil wäre ein Unglück. Was denkt Ihr, Freund Petrolius!

(Dieß Wort „Freund“ ward ohne Zweifel mit einer gewissen Art von Hochmut ausgesprochen. Hermanus sah im Voraus, daß er seinen Gegner zu schlagen im Begriff stand, und durch dieses Wort gab er seine eigene Hoffärtigkeit zu erkennen, das werden wir durch seine eigenen Worte bestätigt sehn.) — [Die Parenthese gehört zu dem Fragment, bei dem wir uns wol in Acht nehmen werden, Etwas von dem Unsrigen hinzu zu fügen.] Was denkt Ihr, Freund Petrolius! daß ein Buckliger, ein Gebrechlicher in seiner Seele fühlen würde, wenn er keinen Hochmut besäße, wenn er sich nicht einbildete, daß er sich durch andere Fähigkeiten über seine Mitmenschen erheben könne, daß er Eigenschaften besitze, die Anderen abgehen? O, dieser Mensch wäre höchst unglücklich, und wenn ihn der Hochmut nicht aufrecht erhielte, so würde er als ein Elender auf Erden herumkriechen; er würde seinen Blick nicht zu erheben, seine Stimme nicht hören zu lassen wagen und sicherlich seinen eigenen Lebensfaden abschneiden. Warum glaubt ein Einäugiger, daß er mit seinem einen Auge besser sehe, als ein anderer Mensch mit zwei gesunden Guckern? Davon ist sein Hochmut die Ursache, und zum Glück für ihn! Die alten Philosophen haben es gesagt: Der Mensch würde leicht seine gesellschaftliche Lage mit der eines Anderen vertauschen; aber nimmer würde er sein Inneres, sein eigenes Ich für das eines Anderen hingeben mögen, wäre derselbe auch noch so reich, wäre er auch König. Was ist hiervon der Grund?

— Die Eigenliebe! unterbrach Doctor Petrolius.

— Die Hoffärtigkeit, sag' ich Euch, denn nur daraus stammt die Eigenliebe. Jeder denkt, sein Gefühl sei das beste, Niemand könne eine so klare Einsicht in die fremdartigsten und schwierigsten Dinge haben, als er; mit einem Wort: er stehe über den Anderen.

Hier hielt Doctor Hermanus ein wenig inne, zog seine

Schnupftabaksdose aus der Tasche, füllte seine dicke rothe Nase mit Schnupftabak, machte seine Dose wieder zu, streckte den Arm aus und fuhr fort:

— Ich sage ferner: Der Hochmut ist eine Quelle von Woltthaten für den Menschen. Er ist der große Aufklärer der Menschheit. Durch ihn entwickelt ein Gelehrter seine Gelehrsamkeit vor den anderen, sei es in Schriften, sei es in Reden. Indem er dieses thut, erhebt er sich oder glaubt er sich zu erheben über Andere; und die Welt und seine Mitmenschen gewinnen dabei. Wenn Einer reichliche Wolthaten um sich her ausstreut, denkt Ihr denn, daß er allein aus Liebe oder Mitleid gegen seine Nebenmenschen dazu angespornt werde? Wenn Ihr dieses denkt, seid Ihr im Irrthum. Es geschieht aus Hochmut, aus Hoffärtigkeit!

— Also habe ich, unterbrach ihn Petrolius, Alles, was Ihr mir jetzt sagt, Eurem Hochmut zu verdanken.

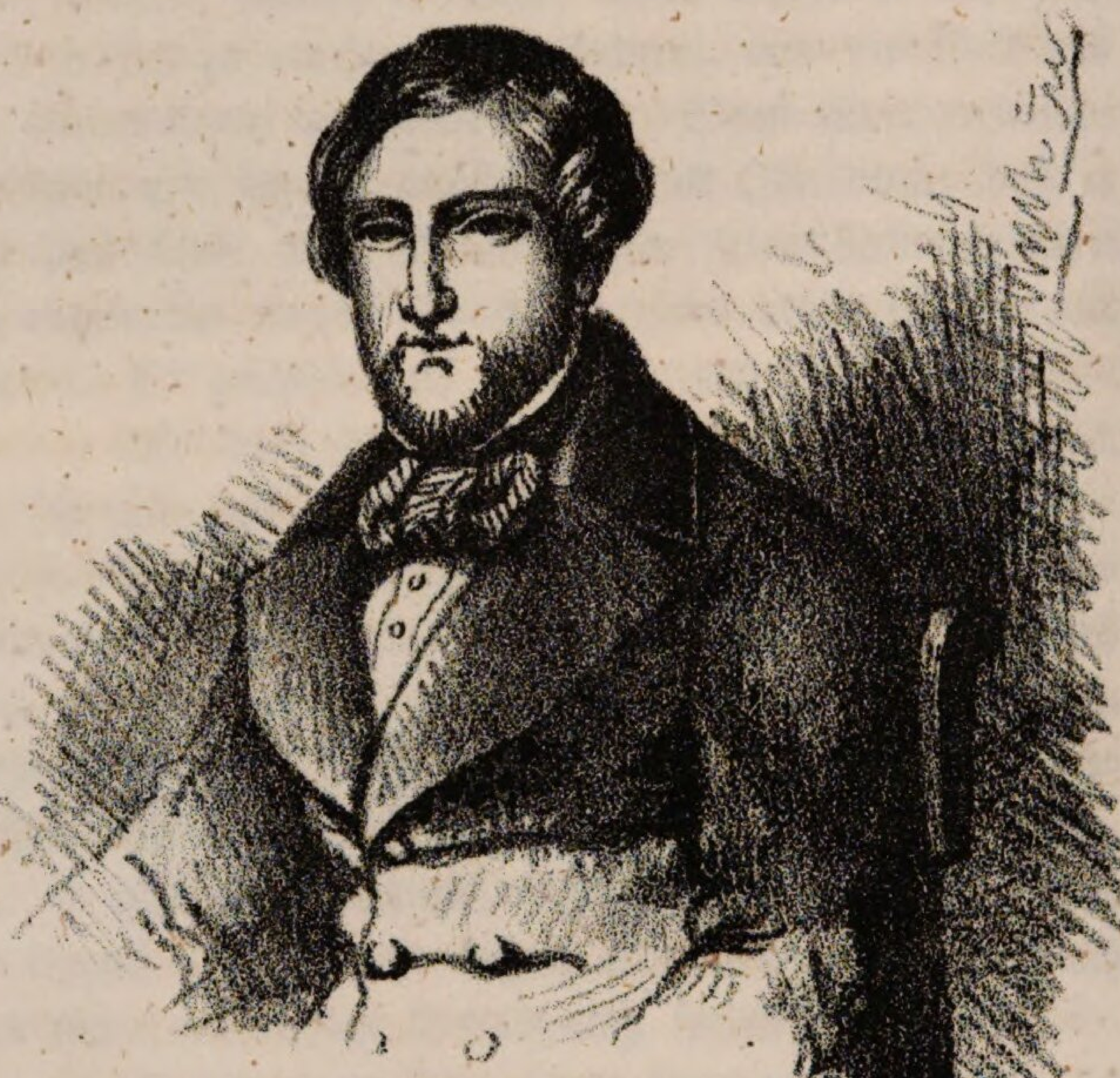
— Ich leugne es nicht, sagte Doctor Hermanus, einigermaßen betroffen durch diese beißende Antwort, und ich denke, ich werde den geringen Glauben, den Ihr meinen Worten beizumessen scheint, gleichfalls dem Hochmut zuschreiben müssen. Innerlich werdet Ihr jedoch überzeugt sein.

— Freund Hermanus, darf ich jetzt meine Ansichten auch einmal darlegen und sagen, was meiner Meinung nach gegen Eure wunderliche Behauptung spricht?

— Ich bin ganz Ohr, sagte Hermanus.

— Ich antworte also. Primo: Daß . . . ."

Hier, lieber Leser! endigt das Bruchstück. Du wirst wahrscheinlich so neugierig, wie wir, sein, zu wissen, welche Gründe Doctor Petrolius im Begriffe stand, zum Vorschein zu bringen, und welche Bemerkungen auf das von Hermanus Vorgebrachte er machen wollte. Wer weiß, ob uns nicht der Zufall das eine oder andere Mal die Fortsetzung des Bruchstückes wird finden lassen.



Capitel XII.

Versuchungen, denen bisweilen das Herz der Kaufmannsdiener ausgesetzt ist. — Peters Versuchungen ins Besondere.

Wenn wir das vorstehende Fragment unsern Lesern nicht hätten mittheilen können, so würden wir uns sicherlich in großer Verlegenheit befunden haben, wie wir einen Abschnitt aus dem Leben des Kaufmannsdieners schildern sollten, ohne zu fürchten, daß die Personen dadurch in der Achtung unserer Leser verlören. Denn, mögen die Gründe, welche Doctor Hermanus vorgebracht hat, überzeugend sein, oder nicht, so ist es doch gewiß, daß der Leser so gut, wie wir, durch dieselben sich mehr oder weniger hat bestechen lassen und so in eine glückliche Gemüthsstimmung gekommen ist, um mit Nachsicht die Darstellung der Epoche anzuhören, die wir zu schildern Willens sind. Ein Glück, daß wir Doctor Petrolius nichts mehr haben sagen hören — wer weiß, ob er nicht unsere Ueberzeugung nach einer ganz andern Seite hin mit fortgerissen hätte. Doch fahren wir in unserer Darstellung fort!

Wenn ein Kaufmannsdiener es dahin gebracht hat, daß er tausend Gulden des Jahrs verdienen kann, dann ist er „gedocken." Man sollte natürlicher Weise glauben, und es würde gut sein, wenn es so wäre, daß, wenn man „gedocken" ist, man auch glücklich, vollkommen glücklich sein müßte. Dennoch ist es nicht so, zum Wenigsten ist es bei den meisten Kaufmannsdienern nicht so. Wenn der Commis es so weit gebracht hat, so geht zuvörderst eine zweite Veränderung in seinem Anzuge vor. Er ist kein Springer mehr, und wenn ihn die Natur mit einem mehr oder weniger alltäglichen Wesen begünstigt hat, nimmt er leicht das Aeußere

eines wahren Kaufherrn an, nur daß doch immer eine gewisse Steifheit zurückbleibt. Gibt man Jemanden einen Finger, so will er gleich die ganze Hand haben, sagt das Sprüchwort. Dieß ist hier auch der Fall. Kaum hat sich der Comptoir-Schreiber an seiner Standeserhöhung eine Weile im Stillen gütlich gethan, so wagt er, seine Augen noch höher zu erheben. Man nehme jedoch diese Redeblume nicht buchstäblich; denn man würde sich täuschen. Sie will nicht besagen, daß der Commis, während er auf der Straße geht, beständig die Augen in die Luft gerichtet halte. Im Gegentheil, er heftet dieselben ernst und nachdenklich auf den Boden und schreitet gedankenvoll über die Straße. Man denke auch nicht, daß er jetzt noch das breite Theil der Straße suche, nein! er schlüpft wieder, wie bei seinen ersten Schritten in die Comptoir-Laufbahn, dicht an den Häusern weg, auf die Gefahr hin, sich den Kopf an dem einen oder andern offenstehenden Fensterflügel in Stücke zu rennen. Und doch trachtet er nach höheren Dingen. Die Bescheidenheit, die man alsdann in seinem Wesen bemerkt, ist nur Hochmut. Er träumt bereits davon, sich noch höher zu erheben, sich an Fortunas Wagen mit Händen und Füßen festzuklammern und reich zu werden. Jetzt, wo er alle Räder des Handels-Mechanismus kennt; jetzt, wo er sieht, welchen Gewinn der Kaufmann, dessen Unternehmungen gut ausfallen, jährlich einsammelt: jetzt fragt er sich, warum er nicht auch Kaufmann sollte werden, warum er nicht auch ein glückliches Looß sollte ziehen können? O, diese Gedanken quälen seinen Geist und lassen ihm des Nachts keine Ruhe. O Superbia!

Die Wahrheitsliebe zwingt uns, hier zu bekennen, daß Peter, den wir jetzt „Herr" Peter nennen müssen, da er tausend Gulden per Jahr bezieht, von dieser Versuchung auch nicht frei geblieben war. Es ist wahr, diese Gedanken beschlichen ihn erst drei Jahre nachher, als er sein Salär

auf tausend Gulden erhöht sah. Schon eine geraume Zeit war er dieser Versuchung ausgesetzt gewesen, als die folgende Unterredung in seiner Wohnung statthatte. Es ist gut, hier zu erwähnen, daß Peter jetzt mit seinen Eltern in einem schönen Häuschen wohnte.

Es ist Winterabend. „Herr“ Peter sitzt in Gedanken auf der einen Seite eines glühenden Ofens; sein Vater, der sich des Abends seine Augen nicht mehr mit Arbeiten verdirbt, sitzt auf der andern Seite und raucht seine lange weiße Pfeife. Die Mutter ist damit beschäftigt, Strümpfe zu stopfen.

Der Vater (einen verlegenen Blick auf Peter werfend). Nun, Peter! hast du 'mal nachgedacht über die fragliche Sache, wovon wir gestern Abend sprachen?

Peter. Ja, das hab' ich; doch ich finde es so leicht nicht, als Sie es sich wol vorstellen.

Der Vater. Ich sage nicht, daß es so leicht sei; es ist nichts leicht in der Welt; allein ich sage, daß, wenn es so viele Andere unternommen, und es ist ihnen geglückt, du es auch unternehmen und glücklich ausführen kannst.

Peter. Unternehmen, unternehmen! Das ist schon Alle recht gut; aber womit unternehmen? ich hab' keinen Deut in den Händen.

Der Vater. Und womit hat Herr R. angefangen, he? ich frag' dich 'mal! und womit hat Herr J. angefangen und Herr J. K. und Herr J. E. und Herr N. und Herr C.? womit haben die angefangen?.... Der Eine — du hast es mir selber gesagt — damit, daß er einen dummen Streich begieng, der ihm zum Glück ausgeschlagen ist; der Andere damit, daß er sich mit einem Reichen, der wenig Kenntnis vom Handel hatte, verband u. s. w. u. s. w. — Und was sind sie nun geworden? reiche Kaufleute, die angesehensten in der Stadt; Schiffsrheder! Männer, die Kutsche

und Pferde halten, und jetzt nur noch zu ihrer Erholung das Geschäft treiben! die sich um den Henker nichts zu bekümmern brauchten und von ihrem Fett leben könnten.

Peter (mit leichtem Lächeln). Was Sie da sagen, Vater! ist sehr wahr; Alle, die Sie da hergenannt, haben Fortuna zur Freundin gehabt; doch wissen Sie wol, daß ich Ihnen zwanzigmal so Viele hernennen könnte, die auf dieselbe Weise und sogar verständiger angefangen und nach drei, vier Monaten ausgetobt haben; wissen Sie wol, daß welche darunter gewesen sind, die die Stadt schimpflich haben räumen müssen?...

Der Vater (Peter unterbrechend.) Dann waren es Schelmen, und das bist du nicht.

Peter. Doch nicht; es waren sehr ehrliche Leute darunter; aber Unfälle, Unglück in den Unternehmungen, schlugen sie mit einem Mal nieder, und da sie kein Vermögen besaßen und kein Geld dreinstecken konnten, fielen sie, und konnten sich nicht wieder aufrichten.

Der Vater. Dann kam es vom Mangel an Ueberlegung; daher, daß sie von vorn herein zu sehr den Großen spielen und zu hoch hinaus wollten.... Dieß Alles würde dir nicht begegnen.

Peter. Vater, ich sag' es Ihnen nochmals, Sie stellen sich unmögliche Dinge vor.

Die Mutter (einfallend.) Ich glaub', daß Peter Recht hat.

Der Vater. Schweig, Frau! davon verstehst du nichts. Du verstehst nichts von Geschäften. Du weißt es, wenn ich deinen Rath befolgt hätte, würde Peter nie geworden sein, was er jetzt ist.

Die Mutter. Laß uns also jetzt auch zufrieden sein; es ist besser, einen Spatzen in der Hand, als eine Taube auf dem Dach.

Der Vater. Lauter fades Geschwätz, erzähl' das den alten Weibern... Nun, Peter, Junge! denk' noch 'mal ernstlich drüber nach.

Peter. Ich will es thun, Vater!

Hiermit ward die Unterredung für diesen Abend beendigt; allein der alte Schneider kam die folgenden Tage immer wieder darauf zurück. Peter wagte keinen Entschluß zu fassen, und es war offenbar, daß er im Innersten betrübt war. Sein Principal hatte seine Traurigkeit schon bemerkt, und da er dem jungen Mann wegen seiner Tüchtigkeit und seines guten Charakters gewogen war, beschloß er, ein Mittel zu suchen, ihn zu trösten.

Einige Zeit nachher kam Peter nach Hause und sagte seinen Eltern, er habe nun einen festen Entschluß gefaßt und denke nicht mehr daran, selbst Handelsmann zu werden. Der Vater schüttelte den Kopf, tröstete sich aber bald, da Peter ihm sagte, daß er fünfhundert Gulden des Jahrs mehr einnehmen werde und die erste Stelle auf dem Comptoir versehen solle. Hierdurch waren alle Wunden geheilt und Peter war als Sieger aus der Versuchung hervorgegangen.

Capitel XIII.

Worin die Tage einförmig verlaufen. — Ein Wörtchen an gewisse Comptoir-Schreiber.

Nachdem einmal Peter die Versuchung überwunden hatte; nachdem sein und seines Vaters Hochmut zur Ruhe gebracht war, begann er auch, ein ganz anderes Leben zu führen. Bis dahin war er wie einer der ersten Gentlemen

gekleidet gewesen und hatte der Mode und allen ihren Gesetzen gehuldigt; mit einem Wort, er hatte sich als ein Springer hervorgethan. Jetzt wollte er für einen ehrsamen Bürger gelten und sagte deshalb aller äußeren Pracht Lebewol. Er wollte nicht mehr gefangen in seinen Kleidern sitzen und suchte nun bloß für älter angesehen zu werden, als er in der That war. Man glaube jedoch nicht, daß er dieß so weit trieb, um Gefahr zu laufen, lächerlich zu werden; nein, dazu besaß Peter zu viel Verstand, und unsere Leser haben davon bereits Proben genug gehabt. Er nahm sich also vor und that es auch wirklich, nimmer enge Kleider zu tragen, sich nie mehr zu schnüren oder das Haar zu kräuseln. Das Einzige, worin er fortwährend der vorletzten Mode folgte, war der Hut — und dieß wird keinen unserer Leser verwundern, wenn sie sich erinnern, welche Rolle Peters Hut in seiner Jugend gespielt, und wenn sie sich vorstellen, welch tiefes Schamgefühl diese Rolle einst in des Jünglings Seele hervorgerufen hat.

Wir erforschen die Gedanken unseres Commis vollkommen richtig, und wenn wir nicht fürchteten, allzu weitschweifig zu werden, so würden wir hier mit Vergnügen einige Seiten damit füllen, über den Einfluß der Kleidung auf die gesellschaftliche Lage und das Glück des Menschen zu sprechen. Den Hut, wie man weiß, haben wir bereits als den ersten und besten Maßstab betrachtet. Der Hut ist das lächerlichste unserer neueren Kleidungsstücke, und wer sich vermöge seines guten Geschmackes die mindest lächerliche Form dieser Kopfbedeckung aussuchen kann, den halten wir für einen verständigen und glücklichen Mann. Das Uebrige unserer Kleidung ist der zweite Maßstab und folglich auch von großer Bedeutung. Wie viele junge Leute haben das Glück ihren Händen entschlüpfen sehn, bloß in Folge des geringen oder schlechten Geschmacks in ihrem Anzuge. Wie Mancher,

der dem Aeußeren nach zu jung scheint und doch durch Alter und Bildung im Stande sein würde, einen wichtigen Posten zu bekleiden, hat sich zurückgesetzt gesehn, eben weil man ihn zu jung und mithin kinderhaft glaubte. Wie Wenige verstehn sich auf die wahre Harmonie, die man zwischen seiner Person und seiner Kleidung muß zu beobachten suchen! Ludwig XIV., einer der größten Charlatane seiner Zeit (jetzt wird er weit übertroffen), war von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß er sich seinen Höflingen nur in großem Staat zeigte, und wer weiß nicht, welche Rolle er gespielt hat? Mundus vult decipi, die Welt will betrogen sein, würde vielleicht hier Jemand sagen können; allein er greift fehl; dieser Spruch ist nicht richtig und würde dahin verbessert werden müssen: der Mensch will durch das Auge oder durch das Ohr bestochen sein.

Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück; denn Alles, was wir in diesem Capitel erzählt haben, scheint uns wenig geschickt dazu, des Lesers Auge oder Ohr, oder was man sonst will, zu bestechen.

Wir sind im Augenblick (man hat es vielleicht schon bemerkt) bei schlechter Laune. Woher dieser Geisteszustand eigentlich kommt, wissen wir nicht, denn, die Wahrheit zu sagen, der Tag, an dem wir dieses Capitel schreiben, ist uns kein unglücklicherer, als ein anderer, und nichts sagt uns, daß er unglücklicher werden wird, um so mehr, als er beinahe zu Ende ist; — allein die Luft ist mit grauen Wolken umzogen, und dieß kann wol der Grund sein. Wie dem aber auch sei: so viel steht fest, daß wir bei schlechter Laune sind und daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen ist, um einmal tapfer gegen eine gewisse Art von Comptoiristen loszuschlagen. Wir haben diejenige Art im Auge, die, ihrer ersten Bescheidenheit verlustig, sich auf dem Punkte befindet, wo der Hochmut zum Vorschein kommt; auf jenem

Punkt, den unser Peter triumphirend überschritten hatte. Heran, unwürdige Comptoiristen! heran und vertheidigt euch!

Quousque tandem? u. s. w. wie lange, ihr Comptoiristen! wie lange werdet ihr unsere mehr als englische Geduld noch misbrauchen? Was bedeuten die Springer-Manieren, die ihr von den Hanswursten scheint gelernt zu haben? Was bedeuten die Locken, welche der Friseur täglich um euern eingekneteten Kopf herum kräuselt, ein Verfahren, ich sag' es euch im Vorbeigehn, das dem Haar den Glanz benimmt und es unbearbeitetem Hanfe gleich macht!..... Heran, unwürdige Comptoiristen! — Und lacht nicht, wenn ihr nicht unsern Zorn bis aufs Höchste steigern wollt! — Sprecht! — Was bedeutet die äußere, übertriebene Pracht, die ihr in euern Kleidern zur Schau stellt? Was bedeutet die grobe Ausgelassenheit, deren ihr euch oft schuldig macht? — Und dann, eitele Tölpel! womit beschäftigt ihr euch in euern Mußestunden? Denkt ihr wol einmal daran, euern Geist ein wenig zu bilden und einige Kenntnisse euch zu erwerben? — O nein, ihr wißt nichts, ihr kennt nichts! — Und noch das Aergste von Allem: ihr seid entartet, ihr verleugnet nur allzu oft euer eignes Land; ihr kennt eure eigne Sprache nicht und redet Etwas, das von ferne mehr oder minder dem Französischen gleicht. — Dieß gibt euch ein gewisses Air, dieß macht, daß ihr für gebildete Menschen passirt. So denkt ihr, und ach! es macht nur eine Anzahl dumme Fransquillons aus euch!... Wir sagen: dumme Fransquillons, denn eure Geisteskräfte reichen nicht hin, um euch zu echten Fransquillons zu machen, um unter die Zahl der Heuschrecken, die unser Land auffressen, gerechnet werden zu können. Ihr seid nur Nachäffer derselben. — Und dennoch seid ihr eitel! seid immer mit euch selbst zufrieden! O, ich sehe euch einherschreiten mit eurem Weiberkörper, euern angespannten Hosen, euerm engen Rock,



euerm goldenen Ring an der Hand und der Cigarre im Munde. Ihr wendet den Kopf nach allen Seiten, sprecht laut auf der Straße, als wolltet ihr von Jedermann betrachtet sein. Eure unverschämten Blicke scheinen die Vorübergehenden zum Besten zu haben. Ihr spottet über Alle, die nicht so stutzerhaft wie ihr gekleidet gehn. O ihr Jünglinge! was oder wer seid ihr denn? Kehrt doch einmal in euer Inneres ein, fragt einmal da an, was für Eigenschaften ihr alle besitzt, auf die ihr stolz sein könntet! Sucht einmal nach, was in euerm Gehirn vorgeht, und wenn es wägbar ist, dann seht einmal zu, ob Jeder von euch wol eine Unze gesunden Verstand besitzt! —

Doch ich schweige! ich will mir kein böses Blut machen. Ich will mich lieber wieder mit Peter, der euch nicht gleicht, beschäftigen.

Capitel XIV.

Zehn Jahre aus Peters Leben.

Peter hatte, wie wir gesehn, den für den Kaufmannsdiener kritischen Zeitpunkt siegreich überschritten; er hatte den Hochmut, oder, um richtiger zu reden, die Ehrsucht überwunden; er hatte das Sprüchwort, das seine Mutter so geschickt im Gespräch angebracht hatte: ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dach — bewahrheiten wollen und den Vorsatz gefaßt, fortan ein stilles Leben, frei von Kummer und Gefahr, zu führen.

Der Comptoirist, der in diesem Zeitpunkt nicht so handelt, wie unser Peter, kann bisweilen zu höhern Bedienungen

und Ehrenstellen emporsteigen. Nicht selten trifft es sich, daß ein Kaufmann, der überseeische Handelsverbindungen hat, einen seiner Gehülfen, der sich durch Geistesfähigkeiten auszeichnet und auf den er viel Vertrauen setzt, außer Landes schickt und ihn beauftragt, in einem andern Welttheil seine Interessen wahrzunehmen und mitunter wol ein ganzes Comptoir zu leiten oder ein Handelshaus zu gründen. Das heißt, wie man sagen würde, dem Gehülfen das Glück in die Hand geben. Im Fall, daß dieser sich gut beträgt, sich mehr und mehr im Geschäft ausbildet und seinen Principal einige gute Operationen und Speculationen machen läßt, dann kann er sicher sein, daß Reichthum und Ehre seiner warten; dann findet sich der Kaufmann endlich verpflichtet, ihm einen bestimmten Antheil an dem jährlichen Gewinnste einzuräumen, und dann, dann ist der Gehülfe Kaufmann geworden, dann lächelt ihm das Glück, dann kommt er in Ansehn; er kann leicht zum Consul von Belgien oder von irgend einer andern Macht in dem andern Welttheil ernannt werden; er kann eine reiche Frau, sei es eine Schwarze, oder eine Braune, heirathen und reich wie ein Nabob werden. Auch kann es sich treffen, wenn sein erster Principal zu Antwerpen verscheidet, daß er ins Geschäft tritt, und in Amerika bleibt oder sogar mit seiner Frau nach Antwerpen kommt, um in seinem Geburtsort die Firma fortzusetzen, und später für das Glück anderer Kaufmannsdiener zu sorgen.

Der goldene Traum, den wir da niedergeschrieben haben, war mehr als einmal durch die Hirnkammern unseres Peter geflogen; allein Peter war ein Philosoph und erinnerte sich jedesmal einer großen Anzahl seiner Bekannten, die zu jener Zeit nach Amerika gezogen waren, dort das gelbe Fieber bekommen hatten und so arm wie Hiob zurückgekehrt waren. Er schloß daraus, daß man überall sein Glück machen könne; daß solches vielleicht in Amerika mehr geschehe,

aber daselbst auch gefährlicher sei, und daß es endlich besser sei, einen Spatzen in der Hand, als eine Taube auf dem Dach zu haben.

Während der zehn Jahre, durch die dieses Capitel unsern Peter begleiten muß, fiel wenig Ungewöhnliches in seinem Lebenslaufe vor. Noch einmal ward sein Gehalt erhöht und nun auf drei tausend Gulden gebracht: sicherlich das Maximum, worauf Peter jemals hatte zu rechnen gewagt. Im Beginn dieses zehnjährigen Lebensabschnittes hatte Peter einen Entschluß gefaßt, dem er sein ganzes ferneres Leben getreu blieb. Er setzte fest, die Mode, die damals im Schwang war und ihm ziemlich gut gefiel, ein- für allemal anzunehmen und sich davon nie auf eine merkliche Weise zu entfernen. Dieser Beschluß ward in der Zeit gefaßt, als man Hüte mit kleinem Kopf und breiter Krempe trug, just das Gegenstück von den zuckerhutförmigen Kopfbedeckungen; und wir glauben, daß die Furcht, sich noch einmal des Tragens der letztgenannten ungereimten Form schuldig zu machen, die Hauptursache davon war. So groß ist die Nachwirkung eines Eindrucks, den man in seiner Jugend empfangen hat.

Etwas, das eine leichte Veränderung in Peters Haushalt zu Wege brachte und das dem jungen Mann und seinem Vater eine tiefe und sogar langanhaltende Traurigkeit verursachte, war der Tod der Mutter. Die brave Frau entschlief sanft in dem Herrn, über das Looß ihres Gatten und Sohnes beruhigt. Die Traurigkeit des alten Schneiders war so innig, daß er eine lange Zeit hindurch vergaß, sein Pfeifchen zu rauchen und um sieben Uhr in der nahe gelegenen Schenke sein Abendgläschen zu leeren. Indessen verlor sich diese Traurigkeit, wie alle menschliche Traurigkeit, nach und nach und die Pfeife ward endlich wieder hervorgeholt.

Peter war jetzt genöthigt, ein Dienstmädchen zu miethen, die eine „ordentliche" Bürgerküche kannte und den Haushalt zu führen verstand.

Capitel XV.

Noch eine gewisse Gattung von Kaufmannsdienern.

Obwol wir uns ins Besondere damit beschäftigen, Peters Leben nach allen Beziehungen hin zu schildern, so haben wir doch dem Leser versprochen, hin und wieder einige Worte über einzelne Gattungen von Comptoiristen zu sagen. Dieß haben wir bereits hier und da zu thun gesucht; allein wir würden uns einer großen Vergessenheit schuldig machen, wenn wir nicht ein besonderes Capitel dazu anwenden, etwas über den reisenden Kaufmannsdiener oder Handlungsreisenden zu sagen.

Man würde in einem großen Irrthum befangen sein, wenn man glaubte, daß die Handlungsreisenden auf demselben Fuß, wie andere Commis-voyageurs — wir behalten den französischen Ausdruck bei, weil wir die innige Ueberzeugung haben, daß uns diese letztere Gattung aus Frankreich zugekommen ist. Es liegt etwas von einem Commis-voyageur in der ganzen französischen Nation. Die Eroberungen Napoleons sind nur eine Commis-voyageur-Reise gewesen. Durch die ganze Welt hin haben sie ihre Denkungsart, ihre Gewandtheit in den Künsten, ihre schlecht ausgebrüteten wissenschaftlichen Kenntnisse ausgekramt. Allen haben sie das Ihrige angeboten, und Viele sind eine Zeit lang dadurch verblendet worden. Da die Waaren, welche

sie feil boten, wenig dauerhaft waren, sind sie auch bald verschwunden. Nur Schade, daß ein so großer Mann, wie Napoleon, Anführer dieses Haufens von Commis-voyageurs war! Wer weiß, welches unzerstörbare Gute er nicht hätte zu Wege bringen können, wenn er den Völkern deutsche oder englische Waare hätte anbieten können. Doch laßt uns nicht weiter uns mit politischen Bemerkungen aufhalten! Wir haben schon genug gesagt, um für das Bastard-Wort, das wir niederzuschreiben gewagt haben, Verzeihung zu erhalten.

Der Handlungsreisende ist meistentheils, und müßte es immer sein, ein ernsthafter und gesetzter junger Mann von ohngefähr dreißig Jahren. Es ist nöthig, daß er die Handelsbeziehungen gut versteht; daß er im Stande ist, einen leidlichen Brief aufzusetzen, und die Colonial-Güter gründlich kennt. Nicht selten ist er mit belangreichen Aufträgen versehen und führt er große Handels-Operationen aus. Er muß das volle Vertrauen seines Principals besitzen, und um dieses zu erlangen, muß er nothwendig auch Beweise von Handelskenntnis und von Anhänglichkeit an seinen Principal gegeben haben.

Es wird nicht schwer fallen, unter zwanzig Commis-voyageurs den „Handlungsreisenden“ auf den ersten Blick herauszufinden. Er folgt nie der jüngsten Mode; er hat nie das Aeußere eines Stutzers. Nein, er ist zu wol von der Bedeutsamkeit seines Standes überzeugt, als daß er nicht durch sein Aeußeres das Gefühl seines Werthes sollte durchstralen lassen. Seine Kleidung deutet einen gesetzten jungen Mann an, keinen Unbesonnenen. Er ist wenig mit den albernen französischen Complimenten bekannt; denn er weiß zu gut, daß ein Kaufmann nie durch Worte oder schöne Körperbewegungen zu verführen ist, und nur durch die Aussicht auf eine vortheilhafte Operation überzeugt werden kann. Dieß Alles will indessen nicht sagen, daß der Handlungsreisende

nicht auch einen gewissen Charlatanismus anwende; allerdings, allein derselbe bleibt hundert Meilen von dem gewöhnlichen Charlatanismus der Commis-voyageurs entfernt.

„Herr B., ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.“

„Ha! C. (oder D.), sind Sie da? (man nennt den Handlungsreisenden gewöhnlich mit dem Namen seines Principals) Was Neues?“

„Herr B., es ist ein vortheilhafter Augenblick, um eine Operation in Kaffee (oder etwas Anderem) zu machen. Die Marktpreise stehn niedrig.“

„Ich hab' dieß im Preis-Courant gesehn; allein, lieber Freund! ich hab' noch einen großen Vorrath.“

„Das schadet nichts, Herr B.“

(Inzwischen hat der Reisende einige Proben zum Vorschein gebracht.)

„Sehn Sie 'mal, sagt er, wie finden Sie dieß?“

„Ah! nicht übel; und der Preis?“

„Sehn Sie, welch schöner goldgelber Schein auf diesem Kaffee liegt?“

„Ja wol... und der Preis?“

„Sehn Sie, wie die Bohnen gut geschlossen sind?“

„Und der Preis?“

„Es läuft keine einzige blasse Bohne mit unter.“

„Ja, ja, aber der Preis?“

„Und ich wette mit Ihnen Alles, was Sie wollen, daß Sie nicht ein einziges schwarzes Böhnchen darunter antreffen werden.“

„Alles gut, Alles gut; aber der Preis? der Preis!“

„Der Preis ist äußerst vortheilhaft: achtundzwanzig und ein halber Cent; es ist wahrlich ein ....“

(Der Kaufmann mit Ernst und indem er die Unterlippe ein wenig hervorstreckt und große Augen macht.)

„Achtundzwanzig und ein halb! Ha, ha! so, so! Das ist die Forderung . . . . nicht wahr?

„Die unveränderliche Forderung! der geringste Preis, Herr B."

„Ein Viertelchen wird wol davon abgehn."

„Nicht einmal ein Sechszehntelchen, Herr B., ich bin darauf limitirt."

„O! ich hab' im Augenblick nichts nöthig."

„Aber, Herr B.! es wird sich nie wieder ein so vortheilhafter Augenblick darbieten."

„Ah bah! der Preis wird noch sinken."

„Sie irren sich, mein Herr! es ist unmöglich, glauben Sie mir."

„Hören Sie, Freund! Sie wissen, ich bin nicht gewohnt, zu feilschen. Nun denn, ich gebe Ihnen achtundzwanzig und drei Achtel."

Der Reisende bedenkt sich einige Augenblicke und sagt nochmals: „Ich kann nicht, Herr B.! ich kann nicht, ich bin limitirt."

„Freund, dann machen wir nichts miteinander. Wenn Sie einstimmen, so können Sie mich mit zweihundert Ballen notiren."

Wiederum einige Augenblicke Bedenkens von Seiten des Handlungsreisenden; er faßt endlich einen Entschluß und sagt:

„Nun gut, ich will es auf mich nehmen, weil Sie ein guter Kunde sind. Ich notire zweihundert Ballen."

„Suchen Sie mir dieselben so schleunig, wie möglich, zu übermachen," sagt der Käufer.

„Diesen Abend noch schreibe ich, antwortet der Reisende, und morgen sind sie bereits gewogen."

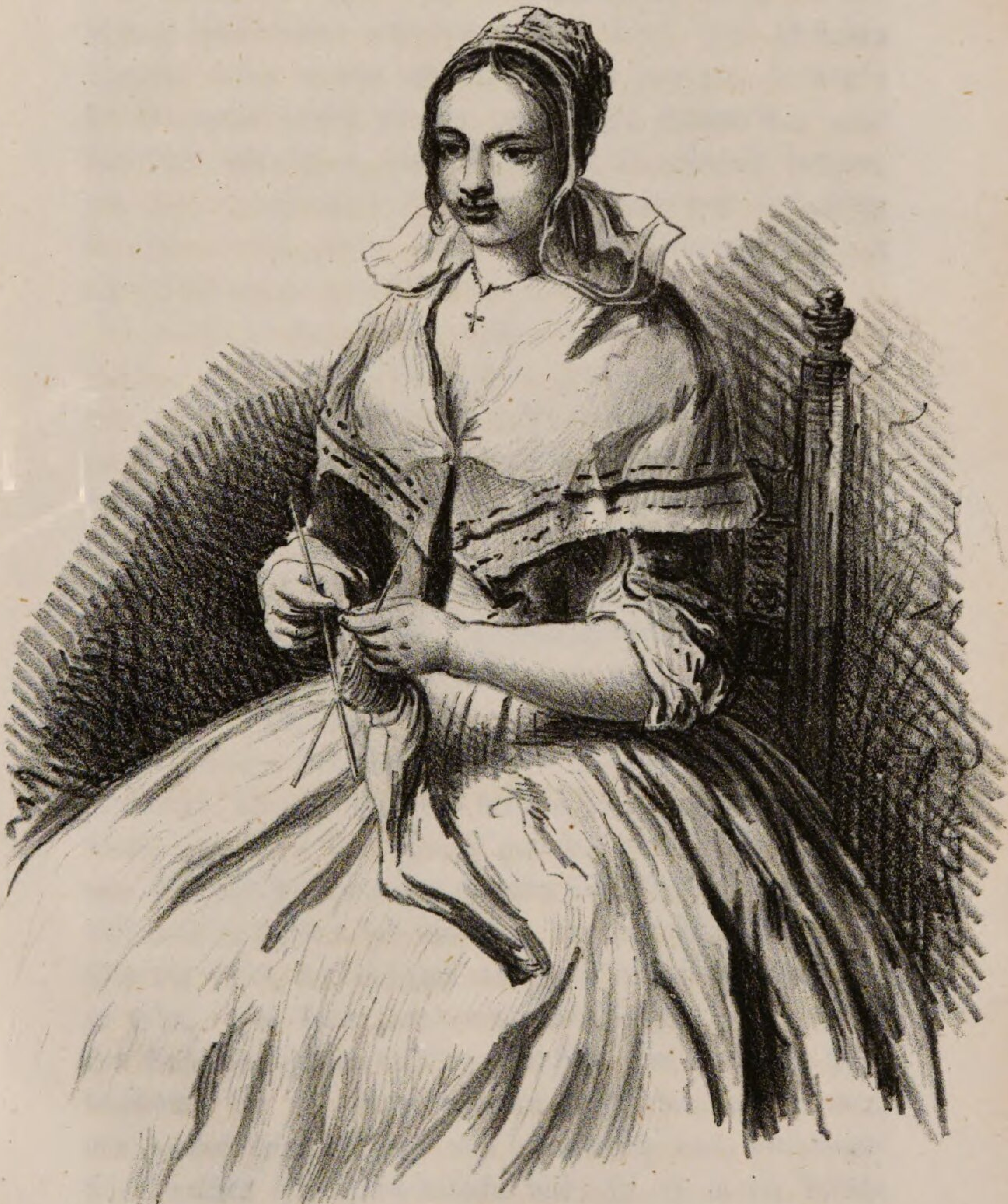
Aus dieser kleinen flüchtig entworfenen Unterredung wird der Leser leicht ersehen, daß der Handlungsreisende

wenig Charlatanismus anzuwenden braucht. Es ist dem so, und dadurch unterscheidet er sich auch von den Andern, und wollen wir ihm deshalb den Namen Commis-voyageur nicht beilegen, aus Furcht, daß man ihn mit der großen Anzahl derer vermengen möge, die unser Land durchlaufen, um uns Stahlfedern, Streichfeuerzeuge, Bleistifte, Nadeln und andere Gegenstände anzubieten. Nein, der Handlungsreisende verdient unsere volle Achtung. Es gibt nur eine verächtliche Sünde, deren sich Einige wol einmal schuldig machen, und diese besteht darin, daß sie unvermerkt ihrem Principal unter dem Daumen wegkriechen und endlich für sich selber Geschäfte machen und die Kunden ihres alten Principals an sich locken. Allein unter jedem Weizen ist Spreu; und die Kaufleute wissen gewöhnlich, einem solchen Benehmen sein Recht anzuthun, und nicht selten bereut der feige Schleicher seine Missethat.

Capitel XVI.

Peters Leben bekommt einen dichterischen Anstrich.

Das Dienstmädchen, welches Peters Haushalt führte, war ein allerliebstes frisches Bauernmädchen, dem die Gesundheit aus dem Gesicht hervorleuchtete. Sie hatte ein rundes Gesichtchen, so fein und glatt, wie eine Wachspuppe, wie sich Peter selbst auszudrücken pflegte. Die Farbe ihrer Augen schwankte zwischen Blau und Grau, sie waren aber feurig und lebendig. Aederchen, so fein, daß sie dem Auge würden entgangen sein, wenn das Carmoisin-Roth sie nicht verrathen hätte, zogen gleichsam ein phantastisches Netz über ihre Wangen und schminkten dieselben mit einer sanften Röthe.



Ihre Zähne waren weiß, wie Milch, und blickten schön auf ihre hochrothen Lippen hervor. Ihr Kinn war klein und rund und besaß jenes Grübchen, das für einige Kenner so verführerisch ist. Ihre Nase war eher klein, als groß, und stimmte vollkommen mit dem übrigen Theil ihres Gesichtes überein; wäre dieselbe ein wenig länger gewesen, so würde die Harmonie gestört worden sein. Ihre Stirne war nicht sehr hoch, aber glatt, und die blonden Haarflechten hiengen, wie zwei Gardinen — man verzeihe uns den prosaischen Vergleich — an ihrem feinen Köpfchen herunter, das mit einer sogenannten glatten Mütze umkrönt war.

Alle diese Reize waren noch nichts im Vergleich mit dem Zauber, den man in ihrer ganzen Person, in ihrer Haltung und in ihrem Gang bemerkte. Ihre Arme waren weiß, drall und zart und hätten einem Bildhauer zum Modell dienen können; ihr Wuchs war ziemlich schlank, und sie schien nicht, wie der größte Theil der Bäuerinnen, aus einem Block geschnitten. Ihr Fuß hatte eine mittelmäßige Größe, und wenn sich ihre Hände nie an Sklaven-Arbeit schmutzig gemacht hätten, wären sie sicherlich auch weich und rosenfarbig geblieben. Ihre Haltung hatte ferner Etwas — bei einem Bauernmädchen zum Verwundern — von jenen verführerischen Manieren, die man bisweilen bei den Frauenzimmern entdeckt, welche eine reiche Weltbildung genossen haben. Ihr Körper war frei und ungezwungen in allen seinen Bewegungen; ihre Gliedmaßen blähten sich mit einer Art von Wollust und ihr Oberleib schien mit Behagen auf ihren breiten zarten Hüften zu ruhn. Ihr Hals war weiß, wie Schnee, und zwischen den fleischigen Falten desselben entdeckte man eine rothe Perlenschnur, die mit einem goldenen Schlößchen befestigt war. Ein blaues seidenes Tuch war gewöhnlich das Kleidungsstück, welches ihre Brust bedeckte und, sei es in der Absicht zu verführen — was wir nicht glauben — oder ohne alle

Absicht, das Tuch ließ immer eine kleine herzförmige Oeffnung unter dem Halse. Wenn das Auge darauf fiel, verlor es sich bald in eine dunkele Tiefe, die geformt war — — —

Stelle sich nun der Leser einmal an Peters Platz. Der junge Mann, immer von dem Bestreben beseelt, in seinem Stande weiter zu kommen, hatte nie gegen die Gefühle der Liebe zu kämpfen gehabt; er hatte ruhig, wie eine Auster in ihrer Schale, dahingelebt und sich durch nichts beirren lassen. Was mußte jetzt aus ihm werden? jetzt, wo er sich ganze Abende in demselben Zimmer, an demselben Tische mit einem so verführerischen Geschöpfe befand? O, größere Männer, als Peter, würden hier gefallen sein; größere sind gefallen, und die Geschichte ist dazu da, um uns die unwiderleglichsten Beweise davon zu geben. Ohne von Salomon, von David, von Alexander, von Simson, von Holofernes, von Pompejus, von Kaiser Carl zu reden . . . . . . Doch nein, fürchte nichts, lieber Leser! wir wollen uns nicht in das Alterthum hinein verlieren, das würde uns zu viel Zeit und Mühe kosten, und wir beeilen uns, Peters Geschichte fortzusetzen, der doch keinem der obengenannten Männer glich.

Die ersten Monate nach dem Tode seiner Mutter hatte Peter nicht die geringste Aufmerksamkeit auf den Schatz gehabt, den er in seinem Hause eingeschlossen hielt. Er hatte bereits einige Mal zu seinem Vater gesagt: „Therese ist ein braves Mädchen, sie ist proper und bedient uns gut.“ Worauf der Vater geantwortet hatte: „Das ist wahr; wir haben's glücklich getroffen.“ Doch hierbei war es geblieben, und Keiner von Beiden dachte weiter an die Sache.

Es vergieng dann noch eine geraume Zeit, ohne daß Peter sein Dienstmädchen mit andern Augen, als irgend einen seiner täglichen Cameraden ansah, bis eines Abends — — — Doch dieß verdient ein neues Capitel.

Capitel XVII.

Aus Kleinigkeiten entstehen große Dinge.

Der Abend, von dem wir eben sprechen wollten, war ein Winterabend. Beinahe den ganzen Tag war ein dichter Schnee gefallen, worauf dann gegen Abend ein sanfter Regen folgte. Nun wird es dem Leser leicht sein, sich vorzustellen, wie die Stiefeln von Peter, der von seinem Comptoir bis nach Hause einen weiten Weg zurückzulegen hatte, vom Schneewasser durchweicht sein mußten. Auch lag ihm, als er des Abends nach Hause kam, nichts mehr am Herzen, als sich seines durchnäßten Fußwerks zu entledigen und seine Pantoffeln, die den ganzen Tag am Ofen gestanden hatten, anzuziehen. Er wollte vorerst seine Füße nicht am Feuer wärmen; denn man hatte ihm gesagt, es sei nichts so schlimm, als die Füße, wenn sie durchkältet und naß seien, ans Feuer zu halten. Er wartete also, bis er seine Abendmahlzeit eingenommen hatte, und dann wendete er seinen Stuhl nur um, und wagte es, seine Beine unter den glühenden Ofen zu strecken.

Das Mädchen brachte ihm seine lange weiße Pfeife, und der Alte setzte sich ans Camin und wärmte sich ebenfalls.

Therese nahm den Tisch ab und ließ bloß die zinnerne Bierkanne, die erst nur halb leer war, und drei Gläser auf dem Tische stehn. Dann brachte das Mädchen ein Paar Strümpfe herbei und setzte sich ans Stopfen. Die beiden Mannsleute stopften nun ihre Pfeifen, und die dicken Tabakswolken verbreiteten sich im Zimmer. Der Vater, welcher gewohnt war, das Sprüchwort: „auf einem satten Bauch steht ein schläfrig Haupt" zu bewahrheiten, fiel bald, seine Pfeife in der Hand, in Schlaf und schlummerte sanft. Peter, der als ein braver Sohn sich wol gehütet haben würde, die süße Ruhe seines Vaters zu stören, blieb unbeweglich auf

seinem Stuhl sitzen, sah mit stiller Zufriedenheit den glühenden Ofen an, lauschte bisweilen dem Geplätscher des Regens, der an seine Fensterscheiben schlug, und rauchte still seine Pfeife weiter. Bisweilen rieb er sich mit seinen Händen die Beine und dann konnte man auf seinem Gesichte das Behagen lesen, das ihm die sanfte Wärme des Feuers verursachte.

Inzwischen beschäftigte sich Therese immer mit dem Stopfen der Strümpfe.

Eine gute halbe Stunde saß Peter bereits in seiner unbeweglichen Haltung. Seine Pfeife war ausgeraucht und er dachte nicht einmal daran, sich eine zweite, wie er gewohnt war, anzumachen. O, er war mit seinen Gedanken gleichsam in eine andere Welt versetzt; er träumte, der Kaufmannsdiener, er war in diesem Augenblick Dichter; er schwebte an einem unbekannten Orte, und obgleich er sich nicht gut Rechenschaft von dem geben konnte, was er fühlte, so war doch darum sein Genuß nicht minder groß.

Therese legte nun auf einmal ihren Strumpf auf den Tisch, und als sie kein Geknister mehr im Ofen hörte, stand sie still und vorsichtig von ihrem Stuhle auf, aus Furcht, den Alten aufzuwecken, und gieng nach dem Feuer. Wie still sich aber das Mädchen auch hielt, so war doch ihre Bewegung hinreichend gewesen, um Peter in seinen dichterischen Gedanken zu stören. Er bewegte sich ein wenig, wendete seinen Kopf halb um, während er jedoch seine Haltung beibehielt, und den Ofen zwischen den Beinen hatte. Therese nahm nun ein Stück Holz, öffnete die Ofenthüre und mit ihrer linken Hand sich auf Peters Bein stützend, legte sie das Holz aufs Feuer.

Ich wünschte wol, lieber Leser! daß ein Maler da wäre, der Peters und seiner Magd Haltung in dem Augenblick, wo die Letztere das Holz in den Ofen legte, nach der Natur malen könnte; allein dieß ist unmöglich: die Kunst

kann sich nicht zu dieser Höhe erheben. Suchen wir, unseren Lesern diese Haltung anzudeuten; seine Einbildungskraft wird uns hierin hoffentlich zu Hülfe kommen.

Therese lehnte sich, wie gesagt, mit ihrer linken Hand auf Peters Bein — auf das linke, wol verstanden! Ihre rechte Hand und der Obertheil ihres Leibes bildeten so eine halbrunde Linie, und zwischen dem rechten Arm und dem Oberleib blieb eine Oeffnung. Zwischen dieser Oeffnung durch richtete Peter seine Blicke nach dem Feuer. Der Blick, den Peter da hindurch warf, sollte über den Rest seines Lebens entscheiden. Er sah des Mädchens runden, vollen Arm; er sah ihre schlanke Taille und zwischen dieser Taille und dem Arm entdeckte er eine Linie, die sanft in die Höhe lief und, unmerklich am Halse herablaufend, verschwand. Der Anblick dieser Linie wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle Glieder Peters. Seine Augen öffneten sich, seine Lippen schlossen sich sanft und seine weiße Pfeife fiel ihm beinahe aus der Hand. Er zog seine Beine zurück, während Therese ein zweites Stück Holz vom Heerde nahm. Das Mädchen, als sie diese Bewegung wahrnahm, warf einen sanften Blick auf den Comptoiristen und sagte mit süßer Stimme: „Bleiben Sie ruhig sitzen, Herr!“ Peter wußte nicht, was er antworten sollte. Eine hohe Röthe überzog seine Wangen, und ohne was zu sagen und beinahe unbewußt um das, was er that, ergriff er des Mädchens Hand und drückte sie. Nun war die Reihe an Therese, schaamroth zu werden. Das arme Mädchen steckte zitternd das zweite Stück Holz in den Ofen und mit niedergeschlagenen Augen nahm sie ihren Platz am Tische wieder ein. Sie griff wieder zu ihrem Strumpfe; allein die Fäden schienen gleichsam vor ihren Augen zu tanzen und Alles, was sie den Abend noch verrichtete, war Broddelwerk.

Peter wärmte sich noch eine Zeit lang, wagte nicht mehr, Therese anzusehn, vergaß, eine zweite Pfeife zu rau-

chen, und begab sich früher als gewöhnlich zu Bette. Die ganze Nacht konnte er kein Auge zuthun; er legte sich bald auf die, bald auf jene Seite; er gab sich alle Mühe, einzuschlafen; allein vergebens. Die Linie, die er bemerkt hatte, flog ihm beständig durch die Phantasie; er sah sie in lichter Farbe vor seinen geschlossenen Augen gezeichnet; er sah den sanften Ausdruck in Theresens Wesen; er hörte ihre süße Stimme; er fühlte die Berührung ihrer vollen Glieder und rief aus: „Therese! Therese! liebes, herziges Thereschen!“ Er wunderte sich nun, der brave Junge, daß er den Engel nicht eher entdeckt hatte, der schon so lange in Gestalt eines Dienstmädchens an seiner Seite schwebte. Er konnte nicht begreifen, daß er die himmelschönen Züge schon lange vor sich gesehen hatte, ohne all das Göttliche derselben inne zu werden. Die ganze Nacht beschäftigten diese Gedanken des Comptoirs-Schreibers Geist.

Ist es wol nöthig, zu sagen, daß für das Mädchen die Nacht nicht minder schlaflos vorübergieng? Auch Therese hatte ihren Geist durch einen Lichtstral aufgehellt gefühlt. Der Händedruck hatte mehr gesagt, als tausend Worte hätten können zu verstehn geben. O Gott, was mochte dieß doch bedeuten? Und Peter! Ja, sie konnte ihn wol leiden. Zum ersten Mal hatte sie ein gewisses Etwas in ihrem Herzen für ihn empfunden; doch er war ihr Herr, und durfte sie wol einen Gedanken an Liebe nähren, sie, ein armes Mädchen, das ihren Unterhalt damit erwerben mußte, fremden Leuten zu dienen? Und doch, wer weiß, welches Glück ihr bescheert ist? Es würde das erste Mal nicht sein, daß ein Herr sein Dienstmädchen zur Frau erkoren hätte. Aber — aber wenn ihr Herr nur eine flüchtige Zuneigung zu ihr gefaßt hätte? O Gott, dieser Gedanke ist schrecklich! Doch nein, Peter ist ein braver, gesetzter Junge; er kann nur gute Absichten haben; und doch, wer weiß? Wolan! beschloß endlich das



Mädchen, wir wollen die Dinge abwarten. Fühlt er was für mich, so wird er mirs sagen, und dann ist die Reihe an mir, zu sprechen. Dann werde ich ihm zu verstehen geben, daß ich kein leichtsinniges Ding bin, daß ich nicht lange seine bloße Geliebte sein will, und daß ich, wenn er nicht beschlossen hat, mich zu heiraten, auch nicht mehr in seinem Hause bleiben kann. Dieser Entschluß, wie muthig er auch gefaßt ward, kostete doch dem Mädchen einige Thränen — Thränen, die der unwiderlegbarste Beweis ihrer Liebe waren.

O lieber Leser! bekennst du nicht mit mir, daß Therese ein göttliches Mädchen war, und daß man selten solche schöne Gemüther unter den Dienstmädchen entdeckt? Glücklicher Peter! nicht wahr?

Capitel XVIII.

Ach, was ist die Liebe!....

Obgleich der Vorfall, den wir im vorhergehenden Capitel erzählt haben, keine merkliche Veränderung in Peters Haushalt zuwege brachte, so war doch eine gründliche Umwandlung in der Seele des Comptoir-Schreibers vor sich gegangen. Seit dem Siege, den er über den Hochmut davontrug, hatte sein Leben, so zu sagen, keinen Endzweck mehr gehabt. Er sah seine Lage gesichert und seine einzige Hoffnung war, fortan still und gemächlich leben zu können. Jetzt war ihm gleichsam eine neue Sonne aufgegangen. Er hatte Regungen in seiner Seele entdeckt, die bis dahin waren begraben gewesen oder zum Wenigsten geschlafen hatten. Wann er jetzt auf seinem Comptoir arbeitete, wünschte er unauf-

hörlich die Stunde herbei, die ihm gestattete, nach seiner Wohnung zurückzukehren, um sich in Theresens Nähe zu befinden. Sein Haus war ihm so lieb geworden, wie dem Geizhals die Kiste, worin er seine Goldmünzen aufbewahrt.

Einige Tage lang nach der schlaflosen Nacht, die wir geschildert haben, lebten Peter und Therese in Gemeinschaft, aßen und tranken an dem nämlichen Tische, ohne daß ihre Blicke einander ein einziges Mal begegneten. Beide scheuten einander. „Wann werde ich es wagen, ihr mein Herz zu öffnen?“ frug sich Peter hundertmal des Tages selbst. „Wann wird er sprechen?“ dachte das Mädchen, und Beide sehnten sich scheu nach diesem Augenblick.

Endlich bot sich eine gute Gelegenheit dar.

Peters Vater tröstete sich immer mehr und mehr über den Tod seiner Ehegattin. Wir haben gesehn, daß er bereits sein geliebtes Pfeifchen wieder hervorgesucht hatte. Jetzt begann er auch daran zu denken, wie ehemals, sein Abendspielchen im benachbarten Wirthshause zu machen. Eines Abends also, nach dem Essen, sahen Peter und Therese mit Verwunderung, daß der alte Schneider seinen schweren Mantel aus dem Kasten holte und seinen Hut aufsetzte; ferner sagte er: „Peter, ich will ein Gläschen trinken, in einer guten Stunde bin ich zurück.“

Diese einfachen Worte fielen dem jungen Mann wie ein Donnerkeil aufs Herz. Der Gedanke, sich mit Therese allein zu befinden, fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele und mit Mühe konnte er antworten: „Gut, Vater!“

Das Mädchen wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Die beiden Liebenden fanden sich bald allein im Zimmer. Eine Viertelstunde gieng vorüber, ohne daß ein einziges Wort gesprochen ward. Therese konnte ihre Verlegenheit beinahe nicht verbergen, und Peter wußte nun nicht, was er sagen sollte. Endlich stand das Mädchen auf und wollte das

Zimmer verlassen. Nun schlug Peter seine Augen auf und sprach:

„Wohin gehn Sie, Therese?"

„Ich habe noch was in der Küche zu schaffen," antwortete das Mädchen stammelnd.

„Ach, liebes Kind! bleiben Sie hier, wir sitzen ja hier so schön."

„Ja, aber, Herr! die Arbeit muß gethan werden."

„Dazu ist morgen noch Zeit genug. Kommen Sie, setzen Sie sich wieder auf Ihren Stuhl."

Therese gehorchte und nahm ihre Arbeit wieder auf, mit der sie am Tische beschäftigt war.

„O, lassen Sie das liegen!" sagte Peter, indem er seinen Stuhl an den des Mädchens rückte.

Mit Verwunderung sah Therese auf.

„Soll ich denn hier müßig sitzen?" frug sie.

„Ja, Therese! ich habe Ihnen was zu sagen."

„Ich bin ganz Ohr, Herr!"

Peter wußte nicht, was er sagen sollte. Er blickte dem Mädchen starr in die Augen und dieser Blick war wahrlich so beredt und so wirksam, daß Therese genöthigt ward, ihre Augen nach dem Tische zu wenden. Peter fühlte sich muthiger; er ergriff sanft des Mädchens Hand. Therese leistete keinen Widerstand.

„Sehn Sie mich einmal recht an," sagte der junge Mann.

Therese richtete ihren Blick in die Höhe, allein sie ließ ihn bald auf den Tisch zurückfallen. Peter fuhr fort:

„Therese! Therese!" rief er aus: „Sie wollen mich nicht verstehn!"

Der Blick, den ihm das Mädchen in diesem Moment zuwarf, und der Ausdruck ihrer Züge gaben deutlich zu erkennen, daß sie ihn im Gegentheil sehr wol verstand. Wie

es zugieng, weiß ich nicht; allein sicher ist es, daß eine Minute später des Mädchens Kopf auf Peters Schulter ruhte und daß er ihren warmen Busen an seiner klopfenden Brust fühlte. Allein auf einmal zog das Mädchen den Kopf zurück, schob ihren Stuhl weg und sah den jungen Mann mit einem Blicke an, der ihm unverständlich war. Es war Petern, als würde ihm der ganze Leib mit kaltem Wasser übergossen.

„Herr, sagte Therese, Sie treiben Ihren Scherz mit einem armen Mädchen.“

„O Therese! ich Scherz treiben! Nehmen Sie meine Liebe für Scherz? O, ich liebe Sie, sind Sie noch nicht überzeugt davon? Ich liebe Sie, wie — wie — o ich liebe Sie — !“

„Herr Peter!“ sprach das Mädchen.

„O sag' nicht mehr: Herr! unterbrach sie der junge Mann; es gibt hier keinen Herrn oder Meister, als dich!“

„Peter, sagte nun das Mädchen mit sanfterem Ton und sichtlich ihre ersten Gedanken vergessend, liebst du mich wirklich?“

„Kannst du noch so fragen?“

„Und wozu wird die Liebe uns führen?“

„Wozu? sprach Peter gewissermaßen verwundert, wozu führt die Liebe anders, als zur Hochzeit?“

„Ich bin ein armes Mädchen.“

„Und ich bin ein armer Junge, so lange ich dich nicht zu meiner Frau habe; dieß allein kann mich reich machen.“

Peter, lieber Leser! wird wahrlich, wie du bemerkst, beredt. Was doch die Liebe nicht vermag!

„Und dein Vater, wird er seine Einwilligung geben?“

„Mein Vater? mein Vater, sagte Peter, will nur das Glück seines Sohnes, sowie ich nur das seinige will. Morgen entdecke ich ihm unsere Liebe.“

„Dann nur kann ich ruhig sein,“ sagte das Mädchen mit himmlisch süßem Ton.

Das Liebesgekose dauerte fort, bis daß der alte Schneider aus dem Wirthshause zurückkam. Peter wollte den Abend nicht von seiner Liebe sprechen; das hätte die Ruhe des Alten stören können, und doch war dieser gewohnt, sich sobald, als er aus dem Wirthshaus heimkehrte, zu Bett zu legen.

Des andern Tags sollte gebeichtet werden, und Peter hatte bereits mit Therese den günstigen Augenblick dazu ausersehn. Wann das Abendessen vorbei sein würde, sollte Therese länger als gewöhnlich in der Küche bleiben, und dieser Augenblick sollte erfaßt werden, um den Angriff zu wagen.

Capitel XIX.

O tempora! o mores!

Mich dünkt, ich sehe ein Lächeln auf dem Gesicht meiner Leser auftauchen. Was bedeutet doch das Schäferlied, sagen sie, was will doch die Schilderung der Liebe der alten Zeit sagen? Wo will denn der Verfasser das Gefühl aufsuchen gehn?

Verderbte Jugend! verderbtes Jahrhundert, ihr versteht die reine, die edele Liebe nicht mehr. Auch darin seid ihr entartet und macht, daß eure Eltern schamroth werden. Was bist du denn, Jahrhundert des Dampfes und der Eisenschienen? Welche große Thaten hast du denn doch verrichtet? Worin hast du deine Vorgänger übertroffen? Ich bin gewiß kein Freund der Folter oder des Hexenverbrennens;

ich seh' es nicht gern, daß man Thiere prozessirt, die Einen der Zauberei bezüchtigt und die Andern aufs Schaffot bringt, wie es wol einst bei unsern Vorvätern geschah und in andern Länder täglich vorkam; — allein ich habe Achtung vor der Vorzeit. Mit einem innigen Gefühle der Lust rufe ich die Schatten jener empfindsamen Ritter in meinen Geist zurück, die für die Ehre und ihr Mädchen Alles aufopferten, die sich in einem Turnier Arme und Beine brechen ließen, um zu beweisen, daß ihre Dame die Schönste der Schönen sei; die zehn Jahre die Liebe in ihrem Herzen verheimlichten, ehe sie dieselbe zu gestehen wagten; die zehn weitere Jahre warteten, ehe sie den kleinen Finger der Geliebten zu berühren wagten und sie endlich im Herbste des Lebens zur Braut bekamen. Nicht, als ob ich jenen Heldenmuth der Liebe vollkommen guthieße, nein, das wäre auch zu weit gegangen, und es ist eine Frage, ob sich die Fräulein ganz wol dabei befanden. Allein ich bewundere die zarten Gefühle, die die Seele unserer Vorväter barg, ich bewundere die heitere Ruhe, die selige Zufriedenheit, die sie innerhalb der Mauern ihrer Wohnungen zu finden wußten, während draußen bisweilen Alles in Feuer und Flammen stand. Mein Herz hüpft vor Entzücken beim Gedanken an die heilige Freude, die sie im stillen häuslichen Kreise schmeckten, während jetzt die Freude uns keine Freude mehr ist, sobald wir sie nicht auf der Straße ausjubeln und keine Beneider derselben finden können.

Ja, noch einmal, was bist du Jahrhundert des Dampfes und der Eisenschienen? worin haben wir unsere Altvordern übertroffen? Es ist wahr, ihr habt die Streichfeuerzeuge, die Omnibusse und die Vigilanten erfunden; und dieß könnt ihr gegen die Erfindungen der alten Zeit in die Wagschale legen....

Doch wir wollen uns nicht tiefer in diese Betrachtungen einlassen. Das gegenwärtige Geschlecht ist ungläubig

und nimmer zu überzeugen, und mit Allem, was wir nun sagen würden, verschwendeten wir bloß die Zeit; denn unsere Zeitgenossen haben sich vorgenommen, nichts zu glauben.

Capitel XX.

Worin Peter seinem Vater seine Gefühle entdeckt.

Wie der Kaufmannsdiener es mit seiner Geliebten verabredet hatte, so geschah es. Sobald das Abendessen beendigt war und Therese den Tisch abgenommen hatte, hielt sie sich in der Küche verborgen und wartete da unter Herzklopfen den Ausgang der Sache ab.

Der alte Schneider stand im Begriff, nach seiner wieder aufgenommenen Gewohnheit ins Wirthshaus zu gehn, und schon war er damit beschäftigt, seinen Hut zu suchen, als Peter zu ihm sagte:

„Vater, ich wünschte wol, daß Ihr diesen Abend Eure Pfeife zu Hause rauchtet.“

„Junge, antwortete der Vater, ich bin gestern Abend unglücklich im Spiel gewesen und war deshalb Willens, meinen Verlust heute wieder einzubringen.“

„Dieß kann morgen auch geschehn, Vater; heute muß ich Euch über wichtige Dinge sprechen.“

„Nun gut, es sei, sagte der Alte, worum handelt es sich?“

„Setzt Euch erst an den Ofen, Vater, und stopft Eure Pfeife.“

Der feierliche Ton, womit Peter diese Worte aussprach, machte einen großen Eindruck auf den weiland Schneider. Er fühlte, daß wahrlich eine wichtige Sache vorsein müsse: — sollte mein Sohn etwa eine Reise nach Amerika für seinen

Principal unternehmen wollen, dachte er, oder ist es vielleicht eine schlechte Botschaft? — Während diese Gedanken in seinem Geiste hin- und herwogten, setzte er sich an seinen gewohnten Platz nächst dem Ofen, und begann, seine Pfeife zu füllen.

Peter hatte unterdessen seinen Stuhl auch an den Ofen geschoben. Er setzte sich nieder und blieb sprachlos und unbeweglich sitzen. Als er sah, daß seines Vaters Pfeife in vollem Brande stand, begann er, nicht ohne große Verlegenheit:

„Vater, ich hab' einen Gedanken.“

„Laß hören, Peter, wir Alle haben Gedanken. Es wäre ein Unglück, wenn du keine Gedanken hättest, Junge.“

Und der alte Schneider lächelte. Peter fühlte sich dadurch ermutigt und fuhr fort:

„Ich hab' einen Plan entworfen.“

„Ich hab' deren Tausende in meinem Leben entworfen, Peter.“

„Das ist möglich, Vater; allein sie waren wahrscheinlich nicht von dieser Art.“

„Ich hab' deren von allerhand Art gemacht, Junge.“

Wir kommen vom Wege ab, dachte der Kaufmannsdiener und blieb sprachlos und bewegt. Der Vater nahm das Gespräch wieder auf:

„Nun, Peter, was ist das für ein Plan?“

„Ein hübscher Plan, Vater.“

„Ein hübscher Plan!.... Du bist nicht gewohnt, derlei zu machen.“

„O!... er ist wol gerade so artig nicht...“

„Aber doch artig!...“

Peter beschloß mutig durchzufahren:

„Nein! je nun! Vater, ich will es Euch sagen: ich hab' mir vorgenommen, zu heiraten.“

„Hm! hm! zu heiraten! so, so!“

„Was meint Ihr dazu, Vater? ist es ein guter Plan?"

„Nun, Junge, das kann gut und das kann auch nicht gut sein, je nachdem's fällt."

„Ich hoffe, Vater, daß es gut fallen soll."

Der alte Schneider antwortete hierauf nicht alsbald; er that etliche lange Züge aus seiner Pfeife und über die Worte: „ich hoffe, daß es gut fallen soll," nachdenkend, bildete er sich ein, sein Sohn würde ein großes Vermögen erobern und seine, des Vaters, ehrsüchtigen Ahnungen würden endlich verwirklicht werden:

„Und wer ist die Jungfer, die...." frug endlich der Alte.

Eine leichte Schamröthe verbreitete sich auf einmal über Peters Wangen. Er antwortete: „Die Jungfer... ist Therese, unsere Magd."

Bei den Worten: „Therese, unsere Magd" machte der alte Schneider eine Bewegung, als wenn er von seinem Stuhle aufspringen wollte. Durch diese Bewegung brach seine bereits ausgerauchte Pfeife entzwei und mit heiligem Zorn warf er die Stücke in das Feuer. Kein Wort entfiel seinem Munde; er ließ den Kopf auf die Brust sinken; seine Hände hiengen schlaff auf seine Kniee herunter, und man konnte leicht sehn, daß bittere Empfindungen in diesem Augenblick des alten Schneiders Herz bestürmten.

Peter ehrte dieß Gefühl und starrte seinen Vater sprachlos an.

Es bewegte in diesem Moment das Herz des Alten ein Gefühl, wie es ohne Zweifel Napoleon muß befallen haben, als dieser nach der Schlacht von Waterloo sein Looß überdachte. Der Schneider sah jetzt alle goldenen Träume seines Hochmuts und seiner Ehrsucht in Nichts zerrinnen. Eine reiche Heirat für seinen Sohn war die letzte Stütze, woran er sich schon seit einiger Zeit festgeklammert hatte, und

mit ihr entschlüpfte Alles seiner Hand und es kam ihm vor, als rollte er in einen unermeßlichen Abgrund hinab. Lange Zeit verharrte der Vater in seiner Haltung und Peter wartete voll Angst auf die Worte, die ihm aus dem Munde kommen würden. Endlich frug der Schneider:

„Und ist dieser Plan unabänderlich festgestellt, mein Sohn?“

„Ja, Vater, antwortete Peter, ist Therese kein braves Mädchen?“

„Ja, das ist sie,“ antwortete der Alte mit einem tiefen Seufzer.

„Nun denn, was kann man mehr wünschen? Werde ich keine brave Frau an ihr haben?“

„Das wirst du, Peter, ja.“ Und der Schneider unterdrückte den Seufzer, der aus seiner Brust aufsteigen wollte.

„Nun gut denn, Vater.“

„Peter, dein Wunsch und Wille geschehe,“ sagte der Vater, der jetzt seinen Entschluß gefaßt und gleichsam das Scepter seiner Ehrsucht niedergelegt hatte.

Jetzt blinkte ein Strahl der Wonne auf des Comptoir-Schreibers Gesicht; er rief Therese herein. Das Mädchen trat zitternd und schamroth ins Zimmer und es fand ein rührender Auftritt statt. Genug, wenn wir unsern Lesern sagen, daß der alte Schneider sich endlich nicht enthalten konnte, Thränen zu vergießen und der Wahl seines Sohnes Beifall zu zollen.

Der Abend ward damit beschlossen, daß man eine gute Flasche Wein auf die demnächstige Hochzeit leerte.

Capitel XXI.

Die Verheiratung des Comptoir-Schreibers.

Die Verheiratung des Comptoir-Schreibers, lieber Leser! geht auf dieselbe Weise vor sich, wie alle andern Verheiratungen. Nicht immer heiratet aber, wie es hier mit unserem Peter der Fall ist, der Comptoir-Schreiber seine Magd. Nein, bisweilen versteigt er sich wol 'mal höher und eine züchtige Jungfrau wird seine Braut. Sieh hier, wie diese züchtige Jungfer gewöhnlich beschaffen ist! Sie ist im Allgemeinen mager, wie ein Gerippe; die Kinderpocken haben ihr Gesicht gut gezeichnet. Ihre Locken, so dünn, wie ihre übrigen Gliedmaßen, sind auf altfränkische Weise geordnet. In ihrem Anzuge ist nichts Modisches, nichts Weltliches, und sie ist natürlicher Weise gottesfürchtig. Sothane Jungfrau wird gemeiniglich die Ehegattin eines vierzigjährigen Comptoir-Schreibers. Höre nun, wie dieser Letztere die Entdeckung dieses Schatzes macht.

Die Jungfrau wohnt in einer der Straßen, die der Commis viermal des Tags durchmessen muß, um sich auf sein Comptoir zu begeben. Sie ist gewöhnlich am Fenster mit einem Nähwerk beschäftigt. Der Comptoir-Schreiber hat sie schon hundertmal gesehen und ist von ihr eben so vielmal bemerkt worden. Zufällig hört der Junggeselle, daß das Mädchen ein paar Heller Vermögen besitzt und den Tag darauf, wann er sie nach dieser Entdeckung sieht, wird er auf einmal verliebt. Dann beginnt, wie man sich leicht vorstellen kann, der Commis, mehr Aufmerksamkeit auf sein Aeußeres zu verwenden; er wirft allemal einen sprechenden Blick durch die Fensterscheiben, hinter denen er seine Dulcinea entdeckt, und das Mädchen, die da weiß, was Sittsamkeit ist, fängt nun an, die Augen niederzuschlagen. Erst dann,

wann der Commis vorbeigeschritten ist, wagt sie es, ihre Blicke wieder zu erheben und sie verfolgt den jungen Mann mit ihren Guckern so weit, wie möglich. Der Comptoir-Schreiber, der kein Esel ist, versteht das Mädchen, und fühlt, daß es Zeit ist, mit großen Schritten auf das Ziel loszusteuern. Die Liebe durch die Fensterscheiben genügt ihm nicht mehr; er will die Jungfrau in der Nähe schauen, und wenn sich ein günstiger Zufall darbietet, wird er sich beeilen, sie zu sprechen.

Jetzt spionirt der junge Mann die Stunde aus, wann das junge Mädchen des Sonntags in die Kirche geht, und ein halbes Jahr lang kann man ihn in der Kirche in der Nähe der Jungfrau entdecken. Er trägt Sorge dafür, daß sie die Kirche zusammen verlassen, und daß er ihr beim Herausgehn einen Blick zuwirft, der deutlich sagen will: warum sollten wir nicht zusammen als Mann und Frau die Messe hören oder in die Vesper gehn können? Inzwischen wartet der Commis immer die gute Gelegenheit ab, um das Mädchen sprechen zu können. Auf die eine oder andere Art glückt dieß endlich, sei es, daß es beim Heraustreten aus der Kirche regnet, und daß die Jungfrau unglücklicher Weise ihren Schirm vergessen hat, und der Commis, der nie in diesem Fall ist, der Jungfrau den seinigen und zugleich seinen Arm anbietet, — oder auch, daß man sich (ebenfalls beim Herausgehn aus der Kirche) im Gedränge befindet und hierüber einige Bemerkungen macht —, kurz: das Mittel, Bekanntschaft mit einander zu machen, ist gefunden und die Bekanntschaft wird gemacht. Der junge Mann gesteht bei der ersten Unterredung nicht, daß er das Mädchen liebe, nein; auch sie gibt ihre Gefühle nicht zu erkennen; allein Beide haben einander schon verstanden.

Nun wird der Comptoir-Schreiber mutiger. Wann er des andern Tags unter dem Fenster vorbeigeht, nimmt

er den Hut ab und ein frohes Lächeln überstralt sein Gesicht. Die Jungfrau nickt verschämt, fühlt sich aber innerlich geschmeichelt. Nun fängt auch sie an, auf ihren Anzug mehr Sorgfalt zu verwenden.

Der Leser begreift leicht, daß die Sache dabei nicht stehen bleibt und daß allgemach die Heirat darauf folgt.

Es gibt noch einen Theil Comptoir-Schreiber, obgleich wenige an der Zahl, die jung heiraten; allein diese kennen das Edele des Handwerks nicht, und bereuen es nicht selten, das heilige Werk so frühe angefangen zu haben.

Unser Peter, wie man hat sehen können, konnte weder in dem Einen noch in dem Andern der Uebertreibung bezichtigt werden. Er war jetzt volle fünfunddreißig Jahre alt und Therese, seine Geliebte, zählte deren sechsundzwanzig. Er wählte wahrlich die beste Zeit. Peters Hochzeit ward mit Pracht gefeiert und obgleich der alte Schneider das Grab seines Hochmuts und seiner Ehrsucht darin erblickte, gab er doch den andern Hochzeitsgästen an Lustigkeit nichts nach. Etwas, das außer dem Besitz seiner Braut Petern das größte Vergnügen gewährte, war das reiche Geschenk oder „Brautstück", welches er von seinem Principal bekommen hatte. Er sah darin den Beweis einer wahren Wolgewogenheit.

Peter folgte der allgemeinen Mode nicht, am Tage seiner Hochzeit die Stadt zu verlassen. Er zog es vor, sich auf eine sittsame Weise in seinem eigenen Hause zu vergnügen und ruhig mit seiner Braut nach Bettlehem zu ziehen, als daß er sich auf eine s. g. Flitterreise begeben und in einem Gasthaus, auf einer Lagerstätte, worauf Crethi und Plethi geschlafen hat, den Stempel auf das heilige Sacrament gedrückt hätte. Darin handelte er weise und vorsichtig, und wir rathen unsern Lesern, wenn sie sich in demselben Fall befinden, auch auf dieselbe Weise zu Werke zu gehn.

Capitel XXII.

Die Vortheile des Heiratens.

Glückliche Comptoiristen, die, wie Peter, ihre Zeit wahrnehmen, sich ein braves Mädchen erkiesen, und heiraten. Ein großer Theil von ihnen bleibt jedoch ledigen Standes, und sie wollen, wie sie sagen, ihre Freiheit bewahren. Mit dieser Freiheit ist's, wie mit allen Freiheiten: d. h. sie sind etwas mehr, als ein Schein, als eine leere Einbildung. So lange jedoch der Comptoir-Schreiber jung und rüstig ist, geht es ziemlich gut: er lebt vergnügt auf seine Manier, unterhält sich, so gut ein Comptoirist sich unterhalten kann, und kümmert sich nicht um die Zukunft.

Die Ehe ist die Mutter der Haushälterischkeit; sie lehrt uns Vorsorge und macht, daß wir stets an das Morgen denken. Sie läßt uns die Zeit voraussehn, wo wir nicht mehr werden arbeiten oder Geld verdienen, und doch immer noch werden essen können. Dieser Gedanke macht, daß die Eheleute auch dafür sorgen, daß sie einige Pfennige zurücklegen und sich allmälig ein Sparbüchschen sammeln, wovon man in seinen alten Tagen die Früchte genießen kann. Der unverheiratete Comptoirist denkt an dieß Alles nicht, er läßt Gott einen guten Mann sein und lebt zum Tage hinein, und es dünkt ihn, der Sommer des Lebens werde sich nie in Herbst und Winter verwandeln. Dennoch wird auch er alt und steht dann allein. Hat er sich keinen Sparpfennig gesammelt, so kann er sich von Andern nicht bedienen lassen, und im Fall, daß er das Unglück hat, sein Comptoir zu verlieren, oder daß sein Principal aus dem einen oder andern Grunde aus dem Geschäft sich zurückzieht, o, dann ist er ein unglücklicher Mensch! dann ist er ein armer Wurm.

Allein selbst dann, wenn ihm ein solches Unglück nicht begegnet; selbst dann, wenn er, so lange er arbeiten kann,

im Geschäft bleibt: selbst dann hat er doch ein trauriges Dasein. Wir wollen versuchen, dieß unsern Lesern durch eine kleine Schilderung des ins Greisenalter getretenen unverheirateten Comptoir=Schreibers anschaulich zu machen.

Es ist im Winter und acht Uhr Abends.

Der alte Comptoir=Schreiber geht vom Bureau weg, und in einen weiten Mantel gewickelt, begibt er sich nach seiner Wohnung. Es ist beißend kalt auf der Straße. Der Wind heult in den Schornsteinen, macht die Fenster klirren und jagt dem Fußgänger den trockenen Sand in die Augen, während ihn das Gesicht schmerzt, als hätte es der Wind zerschnitten. Der alte Commis trippelt, zitternd vor Frost, weiter; dann und wann muß er mit der Hand nach seinem Hute greifen, um zu verhindern, daß ihn der Wind nicht wegführt. Endlich langt er an seiner Wohnung an, die sich in einer abgelegenen Straße befindet. Er klopft; man öffnet und der alte Commis steigt mühsam die Treppe hinauf; denn wisse, lieber Leser! er haust im dritten Stock.

Er ist abgemattet, wenn er die Thüre seines Zimmers erreicht; er hat die Vorsicht gebraucht, sein Talglicht unten hinzusetzen, um nicht im Dunkeln die beschwerliche Treppe hinaufsteigen zu müssen. Wenn er in seine Stube tritt, fällt ihm die Kälte auf den Leib. Ferner herrscht in dem Zimmer ein gewisser Geruch, der vom Schlafen und von der Verschlossenheit herrührt; allein der alte Commis nimmt diese Düfte nicht wahr: der Comptoirist im Allgemeinen hat keinen feinen Riecher.

Nun kann der alte Junggeselle dafür sorgen, daß er ein wenig Feuer bekommt, um seine steifen Gliedmaßen aufzuthauen. Daß er vom Haushalt nicht das Geringste versteht, braucht wol nicht gesagt zu werden. Indessen es mag nun mehr oder weniger gut gehn: das Wasser wird aufs

Feuer gesetzt, und indem er wartet, bis es kocht, gedenkt sich der alte Commis einmal weidlich zu wärmen.

Da sitzt er nun, der alte Junggeselle, da träumt er nicht selten, wenn er sich von des Lebens Ungemach gefoltert fühlt, von den Tagen seiner Jugend, von all den lieben, netten Mädchen, die er gekannt hat und unter denen er eine treue Gefährtin für seine alten Tage hätte finden können. Doch bald wirft er diese Gedanken weg und tröstet sich damit, daß er sagt, er sei frei und frank.

Während der alte Comptoir-Schreiber sich da ruhig an seinem Ofen wärmt, haben wir gerade Zeit, lieber Leser! einen Blick auf seine Person und seine Kleider zu werfen. Sein Kopf ist beinahe ganz von Haaren entblößt, was ihn genöthigt hat, eine schwarzseidene Mütze unter seinem Hute zu tragen. Er ist ein großer Feind vom Wasser, besonders im Winter. Aus diesem Grunde sind die Runzeln, die sein Gesicht durchschlängeln, mit einem gewissen Staube gefüllt, der in keiner einzigen Sprache auf dem ganzen Erdboden einen Namen trägt. Seine Augen sind ohne Feuer und Leben, und die Haut unter denselben ist runzelig und schlapp: ein Beweis, daß er in seinem Leben viel geschlafen hat. Sein Hals ist mit einem Tuch umgeben, das wol einmal weiß gewesen sein muß, dessen Farbe jedoch jetzt unbeschreibbar geworden ist. Sein Oberrock, der ihm weit um die Lenden hängt, durch den man sein Gebein durchscheinen sieht, ist an einigen Stellen, wie z. B. unter dem Knie, am unteren Theile der Vorderärmel und an den Aufschlägen mit einem gewissen Glanz überzogen, dessen Ursprung der Leser leicht wird errathen können. Ferner entdeckt man auf der Manschette über der linken Hand eine durch die Tinte des Comptoirs gebildete schwarze Kruste. Seine Beine haben vollen Spielraum in den weiten Hosen, die ihm bis auf die Knöchel gehn, und auch dieser Theil seiner Kleidung hat durch

das fortwährende Reiben mit den Händen ein gewisses Lustre bekommen. Ein Paar Stiefel, woran die Absätze zerrissen sind und das Oberleder den Boden berührt und die Function der Sohlen verrichtet, vollenden seinen Anzug.

Das Zimmer harmonirt vollkommen mit seinem Bewohner. Ein Tisch von Mahagony-Holz, auf den es schwer sein würde, die Regeln vom Gleichgewicht anzuwenden, steht in der Mitte der Stube und dicht am Feuer. Ein ehemals reicher Schrank befindet sich an der Wand und einiges zerbrochene Theegeschirr macht dessen einzige Verzierung aus. In einer Ecke der Stube gewahrt man ein Bett, das eher einem Neste, als einer Schlafstelle ähnlich sieht. Dieß Alles ist mit einem fingersdicken Staub überdeckt Von den vier Stühlen, welche die Wände bekleiden, ist einer, auf den man sich ohne Furcht, den Hals zu brechen, niedersetzen kann, und dieses ist derjenige, welchen der Bewohner beständig im Gebrauch hat. Dieser genügt ihm aber auch; denn Besuch bekommt er niemals. Der arme Junggeselle ist stets allein.

Doch genug. — Das Wasser kocht und der Handlungsdiener will seine Abendmahlzeit einnehmen. Dieselbe besteht aus einigen Tassen Kaffee und zwei bis drei Brötchen, einen Cent das Stück, die er im Nachhausegehen bei dem einen oder andern Bäcker gekauft hat. Wenn die spärliche Mahlzeit beendigt ist, geht unser alter Junggeselle nach seinem Schrank, holt ein Fläschchen heraus und trinkt ein Schlückchen Genevre, das er einen Sorgenbrecher oder ein Schlafmützchen nennt. Geht er des Abends in die Schenke, so kommt das Fläschchen nicht zum Vorschein; allein den Winter über bleibt er meist zu Haus; denn er erschrickt bei dem Gedanken, seine Stube, wenn er spät aus dem Wirthshaus kommen sollte, so kalt, wie einen Eiskeller zu finden und sich in seinem Bette nicht erwärmen zu können.

Da siehst du nun, lieber Leser! wohin die Liebe zur Freiheit den alten Comptoir-Schreiber führt. Solch ein unglücklich Leben steht ihm bevor, wenn er sich im Alter allein befindet: Etwas, das leider nur zu oft vorkommt.

Capitel XXIII.

Eine wahre Geschichte.

Die Schilderung, die wir so eben von dem unverheirateten und ins Greisenalter getretenen Comptoiristen gegeben haben, erinnert uns an eine Geschichte, von der wir zum Theil Augenzeugen gewesen sind und die wir eine wahre Geschichte nennen können. Wenn uns der Leser einige Minuten Gehör schenken will, so wollen wir sie ihm erzählen. Man wird aus derselben ersehn, daß auch der bemittelte Junggeselle in seinen alten Tagen nicht immer glücklich ist.

Herr Balthasar .... hatte eine fröhliche Jugend genossen. Ziemlich schön von Gestalt und redegewandt, hatte er in der Gesellschaft immer eine gute Aufnahme gefunden und mehr, als ein liebes, junges Mädchen hatte oft in der Einsamkeit von einer Heirat mit Herrn Balthasar geträumt. Doch Balthasar war ein echter Schmetterling: von einer Blume flog er zur andern und blieb an keiner einzigen kleben. Ein Freund von Lustbarkeiten, war er auf allen Bällen, in allen muntern Zirkeln zu finden; mit einem Worte: Balthasar, dem wenig an den innern geistigen Vergnügungen lag, sah seine Tage wie einen wonnigen Traum verschweben und war glücklich, vollkommen glücklich. Armut brauchte er nicht zu befürchten; denn seine Eltern hatten ihm, ihrem einzigen Sohn,



ein kleines Vermögen hinterlassen, und ein guter Posten, den er in einem der vornehmsten Comptoire von Antwerpen bekleidete, setzte ihn in den Stand, nicht allein Geld zu verzehren, sondern auch jährlich einige Hunderte zurückzulegen und sein baares Vermögen auf diese Weise immer mehr zu vergrößern.

Indessen war Balthasar gerade, wie alle anderen Menschen, von der Natur dazu bestimmt, alt zu werden. Dieß wurde er gewahr, als er in sein sechzigstes Jahr getreten. Bis dahin hatte er stets allein auf einem meublirten Zimmer gewohnt und sich um nichts bekümmert, als bei einem Gastwirth zu Mittag zu speisen und in einem Kaffeehaus sein Frühstück und sein Abendbrot zu sich zu nehmen. Jetzt begann ihm dieß langweilig zu werden, er suchte die Ruhe, fühlte mehr Neigung, auf seiner Stube zu bleiben, und es kam ihm vor, als bestände das wahre Glück darin, einen eignen Haushalt zu haben. Zuerst fiel ihm der Gedanke ans Heiraten ein; doch auf der einen Seite verzweifelte er daran, noch eine Frau finden zu können — allzu bescheidene und sogar thörichte Verzweiflung — auf der andern Seite hielt ihn die Scheu vor der öffentlichen Meinung ab; denn er hatte sich zu oft gegen das Heiraten erklärt und Andern zu viel von seinen Ansichten darüber vorgepredigt, als daß er es hätte wagen dürfen, sich zu bekehren.

Und doch wünschte er, sich eine Familie zu verschaffen. Man höre, wozu er seine Zuflucht nahm. Er suchte eine von seinen Nichten auf und bat sie, bei ihm zu wohnen und ihm den Haushalt zu besorgen. Das Nichtchen willigte gern ein, und Balthasar, über den guten Erfolg seines Versuchs erfreut, beeilte sich, ein allerliebstes Häuschen zu kaufen, dasselbe nach seinem Geschmacke einzurichten und sich Meubel und einen vollständigen Hausrath anzuschaffen. Als Alles in Ordnung war, hielt das Nichtchen ihren Einzug. Bal-

thasar hatte jetzt seinen Meister gefunden, und ward mit dem gestraft, womit er gesündigt hatte. Bis dahin hatte er sein Leben damit zugebracht, die Mädchen zu plagen; den übrigen Theil seines Lebens hindurch sollte er von einem Mädchen geplagt werden.

Nichte Catharina begann damit, sich um Balthasars volles Vertrauen zu bemühen, und es war ihr leicht, dasselbe zu gewinnen. Noch keine drei Monate war sie im Hause und schon hatte sie sich zur Herrin über Alles gemacht, und Balthasar mußte vollkommen nach ihrer Pfeife tanzen. Als ob die Ruhe dem alten Junggesellen schädlich gewesen wäre, fieng er nun an, sich von Zeit zu Zeit unbäßlich zu fühlen und sah sich nach einigen Jahren genöthigt, sein Comptoir zu verlassen.

Catharina war durchtrieben genug gewesen, um immer mehr und Schritt vor Schritt in ihrer Eroberung fortzufahren und so endlich ihre Herrschaft auf einen festen Grund zu bauen. Von Nachgibigkeit zu Nachgibigkeit war Balthasar so weit gekommen, daß er nichts mehr einzuwenden hatte und seine Nichte fürchtete, wie ein Kind. Um das Unglück zu erhöhen, ward der alte Junggeselle vom Podagra heimgesucht und war oft gezwungen, Monate lang, den heftigsten Schmerzen zur Beute, in seinem Lehnstuhl zuzubringen. Noch eine Anzahl anderer Unbäßlichkeiten traten hinzu und Balthasars letzte Lebensjahre wurden ihm eine Art Marter. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er damals Jemand an seiner Seite gefunden hätte, dem er seine Schmerzen hätte klagen, von dem er, wenn auch nur durch Worte, Trost hätte erhalten können! Aber nein, er hatte nichts vor den Augen, als ein mürrisches, böses, saures Gesicht, das Gesicht seiner Nichte; nichts, als unfreundliche Worte trafen seine Ohren, und glücklich konnte er sich schätzen, wenn er sein Mittags- und Abend-Essen zur rechten Zeit bekommen

konnte. Es wäre ein kleines Buch dazu nöthig, wenn man beschreiben wollte, was für kleine, aber doch kränkende Verfolgungen Balthasar alle ausstehen mußte. Zum größten Unglück konnte er Niemanden sein Elend mittheilen; denn wenn einer von seinen alten Freunden oder Bekannten ihn besuchte, blieb das Nichtchen immer zugegen, gab dem armen Kranken die größten Beweise von Liebe und Wolwollen und versetzte auf diese Weise den schwachen Alten nicht bloß in die Unmöglichkeit, Jemanden sein Leid zu klagen, sondern zwang ihn sogar, von seinen Besuchern die größten Lobsprüche auf seine liebevolle Nichte anzuhören. Was in solchen Augenblicken in des alten Balthasars Seele vorgieng, wird der Leser leicht begreifen. Indessen sollte sein Unglück noch vergrößert werden.

Nichte Catharina, welcher der Stand des ehelosen Lebens nicht zusagte, erkor sich einen Liebhaber und dieser erhielt bald freien Zutritt im Hause. War das Mädchen schon schlecht von Charakter, so war ihr Freier noch schlechter und an Scheinheiligkeit übertraf er sie sogar bei Weitem. Die Hochzeit der Beiden ward bald beschlossen und gefeiert. Catharina's Ehemann war zu träge, um zu arbeiten, und beschloß, mit seiner Frau aus der allgemeinen Sparbüchse zu leben, das heißt, von Balthasars Gelde.

Wir haben so eben gesagt, daß Catharina's Mann diese letztere an Scheinheiligkeit weit überflügelte. Du sollst erfahren, aus welchem Grunde wir ihm diese schändliche Eigenschaft beigelegt haben. Einige Tage nach der Hochzeit gab er seiner Frau zu verstehn, daß für ihr Beider Glück noch ein wichtiger Punkt zu entscheiden bliebe. Dieser Punkt war Balthasars Testament. Catharina sah dieß ein, und es ward beschlossen, sofort Hand ans Werk zu legen. Jetzt änderte sich die Handlungsweise. Dem alten Junggesellen ward ein Monat lang wie einem Gotte gedient; er fand

Liebe und Wolwollen bei seiner Nichte und bildete sich ein, die Heirat habe ihren Charakter veredelt. Es that ihm jetzt wol, dem armen Kranken, dann und wann einige Stunden in freundlichem Gespräch zuzubringen und sein Herz einmal ausschütten und sich über die selige Veränderung freuen zu können. Sein angenommener Neffe leistete ihm beständig Hülfe und Gesellschaft, sprach ihm Mut ein, machte ihn glauben, seine Unbäßlichkeiten würden ihn verlassen, und schilderte ihm, welch glücklich Leben sie führen und welche stillen Freuden sie zu erwarten haben würden. Balthasar war durch dieß Alles bezaubert und seine geschwächten Geisteskräfte und seine geringe Menschenkenntnis hinderten ihn, Scheinheiligkeit zu argwöhnen.

Welche Listen Catharina's Mann in Bewegung setzte, wissen wir nicht; allein sicher ist, daß zwei Monate nach der Hochzeit ein Testament vorhanden war, wonach Herr Balthasar seine Nichte und seinen Neffen als seine einzigen rechtmäßigen Erben anerkannte.

Ist es wol nöthig, zu sagen, daß sich von diesem Augenblick an die Handlungsweise wieder umdrehte und daß Nichte Catharina und ihr Mann die dem Alten wolthuende Scheinheiligkeit ablegten, um sich einzig und allein den Eingebungen ihres schlechten Charakters zu überlassen? O ja, es änderte sich Alles. Balthasar hatte jetzt anstatt Eines, zwei Gefangenwärter, zwei Henker. Das Gemälde, welches wir im folgenden Capitel werden zu entwerfen suchen, wird, wie wir glauben, das Gesagte vollkommen bestätigen.



Capitel XXIV.

Fortsetzung und Schluß der wahren Geschichte.

Herr Balthasar sieht das Ende seines Lebens herannahen. Er liegt auf seinem Lager ausgestreckt und wendet seine ersterbenden Augen rings im Zimmer herum. Catharina sitzt mit ihrem Mann am Tisch und Beide trinken wolgemut ein Gläschen Wein.

„Catharina! Catharina!“ seufzt der Kranke.

„Nun, was gibt's schon wieder?“ sagt die Frau, ohne den Kopf umzudrehen.

„O ich leide fürchterlich!“

„Immer dasselbe Lied!.... Kann ich denn was dazu, daß Ihr leiden müßt?“

„O komm doch und schüttle mir dieß Kopfkissen ein wenig auf; es ist mir, als wenn ich mit dem Kopf auf einem Stein läge.“

„Wie vielmal hab' ich nicht heute schon das Kopfkissen ordentlich zurechtgemacht!“ sagt Catharina ganz brummisch, während sie aufsteht und ans Bette tritt. Mit ungewöhnlicher Barschheit erfüllt sie das Begehren des Alten. Dieser fragt weiter:

„Ich hab' solch einen Durst, Catharina!....“

„Nun wieder Durst? Wartet nur noch einige Augenblickchen, dann ist es Zeit, daß Ihr von Eurer Arzenei einnehmt.“

„Aber, Catharina! die Arzeneien verursachen mir noch mehr Durst. Ich bitte dich, gib mir doch ein wenig zu trinken.... Wenn's nur Wasser ist, oder was du sonst willst.“

„Ja, gleich!“

Und Catharina nimmt ihren Platz wieder ein und denkt nicht mehr an den Kranken. Ihr Mann sagt inzwischen mit leiser Stimme:

„Der Alte scheint von Eisen und die Seele muß ihm wahrhaftig eingerostet sein. Er liegt nun schon einen Monat in Todesnöthen und doch bleibt er noch am Leben. Dabei muß ich hier sitzen und mich mit Wachehalten langweilen. Sag' 'mal, Catharina! ist der Unterpfarrer noch 'mal wiedergekommen?"

„Nein," sagt die Frau.

„Der Narr, fuhr der Mann fort, wollte sich was zu viel in den Haushalt mengeliren, aber ich habe ihm tüchtig den Text gelesen und ihm die Thüre gewiesen. Wollt' er mir nicht Ermahnungen geben und sagen, wir pflegten den Alten nicht gut und es würde uns einst angerechnet werden? Ha! ha! weißt du, was ich ihm geantwortet habe? daß ich auf keine Anrechnung, aber wol auf eine gute Abrechnung hoffte . . . . "

Hier unterbrach der Kranke das leise Gespräch und rief mit einer von Wuth entstellten Stimme: „Zu trinken! zu trinken!"

„Ja, ja, ein wenig Geduld!" sagte Catharina.

„Geduld! Geduld! wiederholte Balthasar, ich habe keine Geduld mehr; ich will zu trinken haben, sag' ich dir, wie lange wirst du mich noch martern?"

„Martern, martern, sagte die Nichte, nennt Ihr das martern? wir werden gemartert, wir, die wir ganze Nächte an Euerm Bette zubringen müssen; wir, die wir keinen einzigen Augenblick Ruhe haben."

„O falsche Schlange, sagte Balthasar, du bist ein abscheuliches Geschöpf. Du hättest besser gethan, mir das Leben mit einem Male zu rauben, als mich so langsam zu tödten . . . . O, Gott wird mich rächen, du wirst schwer gestraft werden! Ja, mein Fluch, rief jetzt der Alte außer sich, und sich halb im Bett aufrichtend — ja, mein Fluch, mein letzter Fluch wird dich verfolgen und dir auf der Seele brennen."

Nun gieng Catharinens Mann ans Bette und mit scheinheiligem Wesen sagte er zu dem Kranken:

„Ihr redet irre, Herr Ohm, und thut Euch selber Schaden damit, daß Ihr so in Hitze gerathet. Haltet Euch doch ruhig; Ihr seht wol, daß wir stets bei Euch wachen, daß wir Alles thun, was in unsern Kräften steht. Legt Euch nieder . . . . da . . . so . . . “ und er zwang den Kranken, den Kopf aufs Kissen zurückzulegen.

„Und du auch, Satan, du auch, falscher Heuchler, du mußt mir auch ein Henker werden . . . . seufzte Balthasar — o ich Unglücklicher!“

Und der Kranke schien in Ohnmacht zu fallen. Jetzt kam Catharina mit einem Trunke herbei, allein der Alte hatte nicht so viel Kraft, um die Lippen noch zu öffnen.

„Siehst du, sagte das teuflische Weib, jetzt will er es wieder nicht! Was ist doch ein alter Mensch so unverschämt! . . . .“ und sie trug den Trunk wieder weg. Ihr Mann starrte den Alten mit unverwandten Blicken an, und nach einigen Minuten winkte er Catharina wieder ans Bette heran. „Ich glaube, sagte er, ich glaube, daß es bald aus sein wird und daß der Alte auf dem Abzug begriffen ist. Sieh 'mal, wie matt seine Augen werden . . . und welch eine blaue Farbe sich über seine Lippen verbreitet. Der Schweiß bricht ihm aus . . . . Sieh 'mal, welche Tropfen auf seiner Stirn hangen . . . “ Bei diesen Worten wollte er die Hand des Kranken fassen, um ihm den Puls zu fühlen; allein Balthasar, als ob diese Berührung alle seine Schmerzen noch erhöhte, strengte seine letzten Kräfte an und zog seine Hand zurück. Catharinens Mann begnügte sich mit einem stillen Lächeln. Einige Minuten später hatte Herr Balthasar aufgehört, zu leben.

Sobald der allzu beklagenswerthe alte Junggeselle den Geist aufgegeben, lief Catharina in die Nachbarschaft, riß

sich heulend die Haare aus, und wußte nicht, was sie alle anfangen sollte, um die Menschen an ihre Betrübnis glauben zu machen. Sie gieng dergestalt zu Werke und spielte ihre scheinheilige Rolle so gut, daß sie Allen ein tiefes und aufrichtiges Mitleid einflößte.

Schließlich müssen wir dem Leser zum Troste sagen, daß des unglücklichen Balthasars Fluch nicht ohne Wirkung blieb. Als Catharinens Mann in den vollen Besitz des Erbtheils getreten war, ließ er seinen schlechten Leidenschaften ganz den Zügel schießen und einige Jahre reichten hin, um das Vermögen, das er auf eine so unehrliche Weise erworben hatte, durchzubringen und sich mit seiner Frau in die tiefste Armut zu stürzen. Jetzt kommt die Reihe, von ihm gemartert zu werden, an Catharina und es ist ihr die rechte Strafe zu Theil geworden, die sie durch ihre unmenschliche Handlungsweise gegen ihren Oheim verdient hat.

Wir ersuchen den Leser, die widerwärtige Geschichte nur als eine Parenthese, als ein Einschiebsel zu betrachten, sie sogar, wenn er will, als eine Ausnahme anzusehen, und nicht lange darüber nachzudenken — und lieber mit uns zum folgenden heiterern Capitel, worin wir unsern Peter wiederfinden, überzugehn.

Capitel XXV.

Worin der Verfasser sich erlaubt, einige Bemerkungen zu machen.

Ein Jahr nach der Hochzeit beschenkte Herrn Peter Therese, seine Frau, mit einem kernhaften Söhnlein. Das

Ehestandsleben unsers Paars war nur eine Reihe von Annehmlichkeiten und stillen Vergnügungen — und wenn es wahr ist, daß die Zufriedenheit das irdische Glück der Menschen ausmacht, so konnten sie sich für vollkommen glücklich halten. Nicht, daß dieses Glück nicht dann und wann durch einige kleine Wölkchen getrübt worden, wie's wol in allen Familien einmal vorkommt. Ja, auch Peter hatte dann und wann mit einigen kleinen Unannehmlichkeiten zu kämpfen; allein die Liebe seiner Frau und die Zufriedenheit seines Vaters ließen ihn bald Alles wieder vergessen; und wenn die Widerwärtigkeit vorüber war, so schlürfte er den Genuß wieder mit um so viel größerem Behagen.

Wir könnten hier leicht einige Seiten mit der Schilderung der liebevollen Sorge, welche Therese für ihren Mann trug, anfüllen. Indessen findet dieß zu sehr auf alle guten, ausgezeichneten Ehen Anwendung, als daß wir hier, wo wir uns speciell mit der Gattung der Handlungsdiener beschäftigen, dessen Erwähnung thun möchten. Wie gesagt, Herrn Peter war ein kernhafter Sohn zur Welt geboren worden. Obgleich er nur Comptoirist war, fühlte doch Peter alle die reinen Freuden, die in solchen Augenblicken, wann ein Kind zur Welt kommt, das Vaterherz überwältigen.

Die Wonne des alten Schneiders war nicht minder groß. Er hatte die Genugthuung, den Kleinen in seinen ersten Hosen zu sehn, Hosen, die er selbst verfertigt hatte, und als ob sein Leben an diesem ersehnten Augenblick oder an diesen Hosen gehangen hätte, verließ er einige Tage später diese traurige irdische Pilgrimschaft.

Peter und Therese empfanden diesen Schlag tief. Es war das größte Unglück, das sie während ihres Ehestandes betraf.

Wir werden uns jetzt nicht damit beschäftigen, unserm Ehepaar auf jedem Schritt und Tritt zu folgen. Wenngleich

der Lebensabschnitt unseres Peter, worin wir uns jetzt befinden, der glücklichste für ihn war, so müssen wir doch bekennen, daß die ausführliche Darstellung desselben unsern Lesern wenig Interesse darbieten würde. Dieß bringt uns eine philosophische Bemerkung ins Gedächtnis zurück, nämlich die, daß das wahre Glück nicht allein nur im Innern des Menschen vorhanden ist, sondern daß es ebendeshalb auch nicht treffend kann beschrieben werden, und daß man schwer durch Worte einen ungefähren Begriff davon geben kann. Das wahre Glück flieht die Oeffentlichkeit; es hat seinen Sitz im Herzen und hält sich daselbst am liebsten verborgen. Eitelkeit kann mit wahrem Glück nicht gepaart gehn.

Nun noch einige Bemerkungen.

Wir haben Alles, was wir bis jetzt über den Handlungsdiener niedergeschrieben, mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und ohne uns gerade über das Warum Rechenschaft geben zu können, werden wir gewahr, daß unsere Zuneigung zu dem Stande der Comptoir-Schreiber merklich zugenommen hat. Gewiß, als wir unsere Lebensbeschreibung begannen, hatten wir wol eine Vorstellung von unserm Gegenstand; allein, wir bekennen es, die Vorstellung war nicht vollkommen. Es kam uns damals vor, als wenn der Comptoir-Schreiber vor unsern Augen herumtanzte und nicht uneben den hölzernen H a m p e l m ä n n c h e n gliche, die beim Ziehen eines Fädchens Arme und Beine ausstrecken. Ja, lieber Leser! die Idee, die wir aufgefaßt hatten, war mehr oder minder p h a n t a s m a g o r i s c h. Wir sahen Jünglinge mit engen Kleidern, Springer, denen es in ihrem Anzug an gutem Geschmack fehlt; Commis von mittlerem Alter, voll Anmaßung, die sich durch ihre gezwungenen Manieren, ihre ausländische Tracht, ihre steifen weißen Hemdskragen, ihren abgemessenen Gang, von andern ordentlichen Bürgern unterscheiden. Weiter: alte abgelebte Comptoir-Menschen mit

Brillen auf der Nase, mit grünseidenen Lichtschirmen auf der Stirne, wenn sie des Abends arbeiten; mit Kleidern, die man nicht anzurühren wagt. Dann schienen alle diese Schattenbilder vor unserm Geist durch einander zu springen und zu taumeln, und durch ihre fremdartigen Geberden und gespenstischen Gesichtszüge unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken zu wollen. Wir fühlten dadurch unsere Phantasie bestochen und unternahmen es, den wahren Zustand dieser Wesen mit einigen Federstrichen zu zeichnen. Man begreift leicht, daß dieß wol aus keiner wahren Zuneigung herrührte, und daß viel Neugierde und Lust, sich zu amusiren, darunter gemischt war. Wie indessen dem auch sein mag, wir haben es schon gesagt und wiederholen es jetzt: der Comptoirist hat seit jener Zeit viel, unendlich viel in unserer Gunst gewonnen. Sicher gibt es Viele unter ihnen, die wenig Achtung verdienen — wie z. B. die Springer und die alten Junggesellen — allein, lieber Leser! glaub's, es gibt unendlich viele Comptoir-Schreiber, die unserm Peter gleichen, und wir fragen dich auf dein Gewissen: ist unser Herr Peter kein vollkommen braver Mann? ist er nicht stets ein braver Sohn gewesen? hast du ihn nicht als gefühlvollen Liebhaber gesehn? und ist er jetzt kein braver Familienvater, und verdient er nicht das Glück, womit ihn der Himmel so gnädig gesegnet hat? Wir hören dich bejahend auf diese Fragen antworten. Wir sehn es, du theilst vollkommen unsre Gefühle. Lieber Leser, wir sind dir dankbar dafür.

Wir alle Beide können aus allem diesen noch eine Lehre ziehen, Freund Leser! und es ist diese: daß es nie klug ist, über eine Sache zu urtheilen, bevor man sie untersucht hat.

„Herr Büchermacher, diese Grundregel kenn' ich schon lange."

„Ich kenne sie auch schon sehr lange, Freund Leser! allein hast nicht du und ich sie oft aus den Augen gesetzt und dagegen gesündigt?“

„Der Mensch ist schwach.“

„Das ist sehr tröstlich.“

Capitel XXVI.

Herrn Peters letzte Lebensjahre.

Der Leser wird ohne Zweifel neugierig sein, das Ende von Herrn Peters Geschichte zu erfahren. Mit Vergnügen entsprechen wir diesem Verlangen, und obgleich die Entwickelung nicht nach den Regeln der Rhetorik vor sich geht und nicht den ganzen Lebenslauf in wunderbaren Dingen und herzrührenden Auftritten übertrifft — wie es von den gelehrten Büchermachern gefordert wird — so dürfen wir doch hoffen, daß man damit zufrieden sein wird. Auch ist es das letzte Capitel und das soll nicht lang werden.

Sieh da, in welchem Zustand sich Herr Peter, nachdem er fünfundzwanzig glückliche Jahre in der Ehe verlebt hatte, befand und wie er seine Lebensweise eingerichtet.

Peters Principal war seit einigen Jahren todt und hatte die langjährigen Dienste seines ersten Gehülfen dadurch anerkannt, daß er ihm in seinem Testament eine schöne Jahresrente ausgeworfen. Peter hatte über diesen Todesfall eine Betrübnis empfunden, die sogar das Geschenk der Jahresrente nicht im Stande war, zu mildern.

Arbeitsam, wie unser Peter von Haus aus war, hatte er ein anderes Comptoir gesucht; allein die Neuheit, die er da



traf, und die Vergleichung, die er beständig mit seinem alten Comptoir anstellte, veranlaßten ihn bald zu dem Entschluß, von seinem Posten abzuziehn. Es gieng ihm, wie Jemanden, der die zweite Frau nimmt, und fortwährend an seine erste denkt. Da er sich bereits ein gutes Sparbüchschen gesammelt hatte, rieth ihm seine Frau, still von seinem Fett zu leben und sich nicht mehr den Kopf mit Hauptbüchern und Rechnungen zu zerbrechen. Peter ließ sich dazu bereden, als Rentier zu leben.

Man höre nun, wie er den Tag eintheilte.

Des Morgens, Winter und Sommer, stand er um acht Uhr auf. Therese, die sich nie eine Magd hatte miethen wollen, und selber ihren Haushalt führte, trug Sorge, daß um die besagte Uhr der Kaffee bereit stand. Nach dem Frühstück las Herr Peter die Zeitung, auf die er in Gemeinschaft mit einem seiner Bekannten ein Abonnement genommen hatte. Während Therese die Kaffeetassen spülte, erzählte ihr Peter die Neuigkeiten, die in der Stadt oder sonstwo vorgefallen waren. Die politischen und mercantilen Artikel behielt er für sich.

Wenn die Zeitung von vorn bis hinten durchgelesen war, begann sich Herr Peter anzukleiden; und im Fall, daß es schönes Wetter war, machte er einen kleinen Spaziergang, während Therese die Küche besorgte und an die Bereitung des Mittagsessens dachte. Diese Spaziergänge waren selten ohne Nutzen. Peter übernahm es, das Fleisch beim Metzger zu bestellen, und wenn Fischtag war, kam er gewöhnlich mit einer Portion feinem Fisch, den er in einem Netz an der Hand trug, nach Hause.

Nach dem Mittagstisch hatte es der ehemalige Comptoirist an der Gewohnheit, auf seinem Stuhl, wie man zu sagen pflegt, ein kleines Eulchen zu fangen. Seine Frau machte bisweilen diese Gewohnheit nach.

Der Nachmittag wurde dazu verwendet, um zusammen ein Ausgängelchen vor die Stadt zu machen und in dem einen oder andern Wirthshaus ein Krügelchen Diesterer oder eine Flasche Faro zu trinken. Dann kehrte man nach Hause zurück, und im Sommer nach dem Abendessen giengen Beide an die Ufer der Schelde, um daselbst, wie Therese es nannte, ein Wasserlüftchen zu schöpfen. So folgten sich die Tage und glichen stets einander; — und obschon man sagt, das Glück bestehe in der Abwechselung, so dürfen wir hier offen erklären, daß dieß für Peter und seine Frau nicht der Fall war. Ihr Glück ward durch die Eintönigkeit nur erhöht. Für sie war Ruhe und Gemächlichkeit die größte Wollust, sie hatten kein Vergnügen, wenn sie sich nicht zusammen befanden. Darum besuchte auch Peter des Abends keine Tabagie, und selten trank er ein Schöppchen ohne seine Frau.

Die beiden Eheleute leben noch, lieber Leser! und wir hoffen, daß ihnen das Glück von Philemon und Baucis wird zu Theil werden. Und hiermit schließen wir die Geschichte von . . . . .

Ha! ha! Herr Bücherschreiber, Sie vergessen, uns zu sagen, was aus Herrn Peters kernhaftem Söhnchen geworden ist.

Du hast Recht, lieber Leser! und es ist mir lieb, daß dir etwas an dem Jüngling gelegen ist. So wisse denn, daß der Sohn unsers Peter sich jetzt auf der Hochschule zu Gent befindet. Er legt sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, und Alles läßt glauben, daß er ein guter Advocat werden wird. Herr Peter hat sich dem Gusto seines Sohnes nicht widersetzen wollen: „Es ist doch nicht unmöglich, hat er gesagt, daß ein Advocat auch ein ordentlicher Mann bleibt.“

Ende.

Kerckhoven, Pieter F. van

Der Kaufmannsdiener ein Anwerpener Sittengemälde

Kassel 1850